This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

48552.10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND GIVEN
IN MEMORY OF
GEORGE SILSBEE HALE
AND
ELLEN SEVER HALE

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Eilfter Band.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler

HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY
Hale fund

Geschichten

für

meine Söhne.

Von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.

Wien, 1842.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Geschichten

für

meine Söhne.

Zweiter Theil.

Was geht es mich an?

Der kleine Theodor war ein guter Knabe, nur etwas träge, und was ihn nicht nahe anging, damit gab er sich ungern ab. »Was geht es mich an?« pflegte er immer zu sagen, besonders wenn es darauf ankam, irgend einem Fremden einen kleinen Dienst zu erweisen, »ich werde doch den Mann in meinem Leben nicht wieder sehen oder etwas mit ihm zu schaffen haben.«

Sein Vater, ein vernünftiger Mann, ein Fabrikant in Breslau, verwies ihm öfter diese Trägheit, diesen Mangel an Theilnahme für alles Fremde. »Unsere Welt ist so klein,« stellte er ihm vor, »daß wir eigentlich alle Nachbarskinder sind, und gar nicht wissen können, wo wir noch einmal mit einander in Berührung kommen werden.«

Der Knabe schüttelte ungläubig den Kopf.

»Du glaubst mir nicht? — Komm her, ich will dir ein paar Geschichtchen erzählen, die zwar nicht mir selber, doch hiesigen, dir wohlbekannten Einwohnern widerfahren sind.«

Flugs holte sich Theodor einen Schämel, setzte sich zu des Vaters Füßen, und schaute ihm erwartend in's Gesicht, denn er war ein großer Liebhaber von Geschichtchen.

»Du kennst den Kriegsrath West?« hub der Alte an.

»Der immer so traurig herumschleicht?«

»Derselbe. Und weißt du auch, warum er so melancholisch ist?«

»O ja, er hatte eine liebe Frau, die vergiftet wurde.«

»Ganz recht, aber wie ging das zu? — Der Kriegsrath kam an einem rauhen Wintertage von einer Geschäftsreise zurück. Einige Meilen von hier findet er auf der Landstraße einen zerbrochenen Wagen, drei Herren und eine Dame waren ausgestiegen und froren gewaltig. Der Kutscher und ein Bedienter flickten an dem Wagen, um wenigstens Breslau damit zu erreichen. Es wurde schon dunkel. Der Kriegsrath hätte wohl die Dame und einen der Herren mit in seine Kalesche nehmen können, es flog ihm auch der Gedanke durch den Kopf; allein er war eilig, er hatte seine Frau unpäßlich hinterlassen; die Wege waren schlecht; wenn er noch zwei Personen auflud, so kam er vielleicht eine halbe Stunde später nach Hause. Er fuhr also still vorbei und dachte: was geht es mich an? Die Reisenden waren auch zu delikat, ihn darum anzusprechen; doch baten sie ihn, da er einige Stunden früher als sie nach Breslau kommen werde, in ein Wirthshaus zu schicken, welches sie ihm benannten, und warme Zimmer zu bestellen, damit sie sich trocknen und auswärmen könnten. Das versprach er und fuhr weiter.«

»Als er nach Hause kam, fand er seine Frau noch immer krank, obschon nicht gefährlich. Er setzte sich, in einen warmen Schlafrock gehüllt, mit Wohlbehagen zum Essen, erinnerte sich einen Augenblick der armen Reisenden auf der Landstraße, die vermuthlich gegen Mitternacht erst ankommen würden; da er aber seinen Bedienten, der ihm beim Essen aufwartete, nicht gern entbehren mochte, so dachte er: was geht es mich an? und schickte nicht in's Wirthshaus.«

»Seine gute Frau, vielleicht durch die Freude über seine Wiederkunft angegriffen, spürte in der Nacht so heftige Wallungen, daß sie gegen Morgen mit der Bitte ihn weckte, ein niederschlagendes Pulver aus der nahen Apotheke holen zu lassen. Es geschah. Sie mischte die Hälfte davon in's Wasser, trank es aus, bekam plötzlich die heftigsten, schmerzhaftesten Zufälle, und starb wenige Stunden nachher.«

»Sie hatte Gift genommen. Der schlaftrunkene Apothekerbursche hatte sich vergriffen. Seine Entschuldigung war: er sei gegen Morgen hastig geweckt worden; ein Kellner aus dem Wirthshause und ein fremder Bedienter seien hereingestürzt, um Hilfe für eine Gesellschaft von Reisenden zu holen, die in den letzten Zügen gelegen. In dieser Verwirrung — da der Kellner immerfort ihm zugeschrien, der Bediente laut geheult habe — sei die Magd des Kriegs-

rathes hineingetreten und habe eben so hastig ein niederschlagendes Pulver verlangt. Da habe er die Büchse mit Arsenik ergriffen, die er sonst recht wohl kenne, aber Gott möge ihm gnädig sein, er habe nicht gewußt, was er gethan.»

»Und die Reisenden?»

»Die waren gegen Mitternacht angelangt, hatten kalte Zimmer gefunden; die schnell geheizten Oefen wollten nicht Wärme genug geben; darum ließen sie, ehe sie sich schlafen legten, noch ein großes Becken mit glühenden Kohlen hereinbringen, schliefen ein, und wären sämmtlich im Kohlendunst erstickt, hätte nicht der Bediente Früh um drei Uhr sie wecken wollen. Er fand sie schon ihrer Sinne beraubt. Ihnen wurde noch zu rechter Zeit geholfen, aber die schöne, junge Frau war und blieb todt. — Siehst du nun, mein Sohn, hätte der Kriegsrath in's Wirthshaus geschickt, so wären die Zimmer geheizt, die Reisenden nicht krank, der Apothekerbursche nicht verwirrt geworden, und die Kriegsräthin lebte noch.»

»Du kennst den alten Haberkampf? Er war ein wohlhabender Mann, jetzt ist er blutarm. Vor mehreren Jahren stand ein Artikel in der Zeitung: ein gewisser Hermann Lißberg sei vor geraumer Zeit in die Fremde gegangen, und habe nichts wieder von sich hören lassen. Da nun seiner Schwester in Holland außerordentlich viel

daran gelegen sei, zu erfahren, ob der Bruder todt oder lebendig, so bitte sie jeden Menschenfreund, der etwa von dessen Aufenthalt, Leben oder Tod unterrichtet sein möchte, ihr solches zu melden; alle Kosten werde man gern erstatten.»

»Nun hat der alte Haberkampf einen Vetter, der auf der Küste von Coromandel ansässig ist, der hatte kürzlich unter andern geschrieben: er habe einen Deutschen, Namens Lißberg, kennen lernen, der sich viele Mühe gebe, etwas vor sich zu bringen, dem aber nichts gelingen wolle. Unser Haberkampf war also im Stande, die verlangte Nachricht zu ertheilen; er wollte es auch thun, verschob es aber von einem Posttag zum andern, dachte endlich: was geht es mich an? und vergaß die ganze Sache.»

Indessen kam Lißberg nach vielen Jahren zurück, und fand seine Schwester im Besitz eines Erbes, denn sie hatte ihn für todt gehalten, einen wackern Kaufmann geheirathet, der mit eben diesem Gelde sich schon ziemlich emporgeschwungen, und weil er fleißig und ordentlich war, einen zehnfachen Kredit dadurch erworben hatte. Jetzt, da er plötzlich die baren Summen wieder herausgeben mußte, weil der harte Bruder ihm keine Frist verstattete, sah er sich genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Dadurch fallirte ein Haus in Bremen, mit dem er großen Verkehr getrieben. Durch das Haus in Bremen fallirte ein anderes

in Hamburg, und endlich durch das hamburgiſche eines hier in Breslau, dem Haberkampf ſein ganzes Vermögen anvertraut hatte. — Siehſt du nun, mein Sohn? Hätte er zu rechter Zeit den Brief nach Holland geſchrieben, ſo wäre Lißberg's Schwager nicht getäuſcht worden, hätte mit dem Gelde ſeiner Frau nicht ſpekulirt, das Bremer Haus mußte nicht falliren, das Hamburger auch nicht, das hieſige ſtünde noch und Haberkampf hätte ſein Geld noch.»

»Du haſt den ſeligen Bolz gekannt? Er ſtarb vor Kummer. Sein Sohn lebt noch, und geht herum wie ein Schatten.»

»Wie ging das zu?»

»Es wurde einmal ein Feſt in unſerm großen Klubb gefeiert, die Gäſte waren alle fröhlich, und fröhliche Herzen ſind zum Wohlthun geneigt. Das wußten ein paar ehrliche Holländer aus einem Städtchen, welches durch Ueberſchwemmung gänzlich zerſtört worden war. Sie hatten von ihren Mitbürgern den Auftrag erhalten, in Deutſchland milde Gaben zu ſammeln. Sie traten beſcheiden in den fröhlichen Kreis, und trugen ihre Bitte rührend vor; auch würden ſie gewiß eine anſehnliche Beiſteuer empfangen haben, wäre nicht Bolz aufgetreten, an die Armen unſerer Stadt erinnernd, und den Satz: was gehen uns die Fremden an? mit großer Beredſam-

keit vertheidigend. Die armen Holländer zuckten die Achseln und entfernten sich seufzend. Es war ihnen an mehreren Orten nicht besser ergangen, denn leider dient jener Satz überall, um den Mangel an Barmherzigkeit zu beschönigen. Sie kamen folglich mit einer sehr geringen Summe nach Hause, wo Hunderte von Nothleidenden ihrer schon lange mit Sehnsucht harrten. Mancher bekam ein Weniges, viele bekamen nichts.»

»Das letztere Schicksal traf auch einen Müller, der, weil er seine Kinder nicht länger konnte hungern sehen, sich in's Wasser stürzte. Einige Meilen von da wohnte ein Mann, der eine hübsche Tochter hatte, auch einiges Vermögen besaß; allein so wie die Reize der Tochter zunahmen, so nahm des Vaters Vermögen ab, denn sie war ein verzogenes Kind, das launenhafteste Geschöpf auf Gottes Erdboden, sie regierte den schwachen Vater unumschränkt, und verschwendete, was er mühsam erworben.»

»Eines Tages geht sie am Flusse spaziren; da hatte eben der Strom den Leichnam des Müllers ausgeworfen, er lag da mit offenen, starren Augen, ein gräßlicher Anblick, der ihr so plötzlich vor das Gesicht kam, daß sie, auf der Stelle von heftigen Krämpfen ergriffen, ohnmächtig nach Hause getragen wurde. Der Vater sparte keine Kosten zu ihrer Wiederherstellung, allein die Krämpfe kamen immer wieder, kein Arzt konnte helfen. Endlich rieth einer —

was alle gewöhnlich anrathen, wenn ihre Kunst erschöpft ist — eine Reise in's Bad. Ob nun gleich des Vaters Umstände schon so mißlich waren, daß die Kosten einer solchen Reise zu erschwingen ihm sehr sauer wurde, so mußte sie doch unternommen werden. Das Töchterlein ging nach Pyrmont, und befand sich da sehr wohl, denn der böse Ruf von ihren Launen und von ihrer Koketterie war nicht bis dahin gedrungen."

»Der junge Bolz, der eben damals in Göttingen studirte und die Doktorwürde erhalten hatte, machte zu seinem Vergnügen einen Ritt nach Pyrmont, lernte dort die schöne Holländerin kennen, wurde von ihr angelockt, und verliebte sich in sie, schrieb an seinen Vater, er habe einen Engel gefunden, und erhielt zur Antwort, daß ihm ein Engel als Schwiegertochter sehr willkommen sein werde. Nun heirathete er sie und brachte sie nach Breslau, wo sie ihrer neuen Familie ein eben solcher Qualgeist wurde, als sie zuvor ihrem Vater gewesen. Die alte, ordentliche Wirthschaft ging zu Grunde, der Schwiegervater grämte sich todt, und vermuthlich wird sein Sohn ihm bald folgen. — Siehst du, Theodor? hätte der alte Bolz nicht im Klubb gesagt: was gehts uns an? so wären die Holländer reich beschenkt aus Breslau gezogen. Dann hätte auch der arme Müller Unterstützung gefunden, die Verzweiflung hätte ihn nicht in's Wasser getrieben, das Wasser seine Leiche nicht an's Ufer gewor-

sen, das Mädchen sie nicht erblickt, folglich auch keine Krämpfe bekommen; sie wäre nicht nach Pyrmont gereiset, der junge Bolz wäre ohne sie heimgekehrt, hätte eine brave Landsmännin geheirathet, ging nicht wie ein Schatten herum, und sein Vater lebte noch.»

Diese drei Geschichtchen machten Eindruck auf Theodor, der sich ihrer oft erinnerte, und von Stund an gern half, wenn es ihn auch nichts anging.

Eines Tages wurde er von einem seiner Schulkameraden, dessen Vater einen schönen Garten draußen vor dem Thore hatte, eingeladen, um Kirschen in diesem Garten zu essen. Er hatte sich schon den ganzen Morgen darauf gefreut, und konnte kaum die Stunde erwarten. Sie schlug endlich, und er trollte fröhlich zum Thore hinaus.

Der Weg führte ihn durch einen öffentlichen Spazirgang, wo viele Alleen sich durchkreuzten und mit dichtem Gebüsch wechselten. Hier gewahrte er einen jungen Mann mit blassem Antlitz, der sehr ängstlich etwas suchte. Neugierig blieb Theodor stehen, und sah ihm eine Weile zu. Der Fremde seufzte tief, und rang die Hände. Da redete der Knabe ihn an: »Hat der Herr etwas verloren?»

»Mein Taschenbuch,» erwiederte jener, »es kann Niemanden nützen, allein für mich ist der Verlust unersetzlich.»

Theodor fragte, wo er es verloren? — Das konnte der Fremde nicht bestimmt angeben, da er hier unbekannt war und sich schon mehrere Stunden lang in den Alleen und Gebüschen herumgetrieben hatte. Theodor guckte rechts und links hinter einige Bäume und Sträucher; als er aber nicht gleich das Gesuchte fand, hingegen die Kirschen, die seiner warteten, ihm lebhaft vor Augen schwebten, so ging er seiner Wege, und dachte: was geht es mich an? — Doch kaum hatte dieser Gedanke sich auf die Lippen geschlichen, als seines Vaters Geschichtchen ihm einfielen. Wie am Draht gezogen stand er plötzlich still. »Ich thue doch wohl besser,« sagte er, »daß ich dem Fremden suchen helfe; die Kirschen werden mir nicht davon laufen — und wenn auch — ich thue doch wohl besser.« — Flugs machte er die Runde durch sämmtliche ihm wohlbekannte Gänge, und spähte mit Falkenblicken in jeden Winkel. Siehe, da lag das Taschenbuch hinter einer Rasenbank, auf der vermuthlich der Fremde gesessen hatte. Mit Freudengeschrei fiel er darüber her, hielt es hoch empor, rannte hin und her, und rief überlaut: »Fremder Herr! wo sind Sie geblieben?« — Der junge Mann saß unter einem Baum und weinte; als er aber von Ferne den Knaben auf sich zurennen sah, und den verlornen Schatz in dessen Hand erblickte, da stürzte er ihm entgegen, drückte ihn an sein Herz, und rief: »Ach, warum bin ich nicht reich, daß ich dir vergelten könnte!«

»Das thut nicht noth,« sagte Theodor, »es ist gern geschehen.« Und mit diesen Worten wollte er sich entfernen.

Allein der Fremde rief ihn noch einmal zurück, zog eine kleine goldene Bruſtnadel, die ein paar verſchlungene Buchſtaben bildete, aus ſeinem Hemde, gab ſie dem Knaben, und ſagte: »Nehmen Sie das zum Andenken; es iſt wenig werth, aber tragen Sie es zur Erinnerung an einen Fremden, dem Sie den wichtigſten Dienſt geleiſtet.«

Theodor nahm die Nadel, dankte, und lief aus Leibeskräften nach dem Garten, wo ihm nun die Kirſchen noch einmal ſo ſüß ſchmeckten. Von dem Fremden vernahm er nichts weiter; allein die Nadel hielt er in Ehren, und trug ſie, wenn er ſich putzte.

Zwanzig Jahre verſtrichen. Theodor war ein wackerer junger Mann geworden, jedermann liebte ihn. Er verwaltete nun ſeines alten Vaters Geſchäfte. Der Greis genoß der Ruhe. Sparſamkeit und Fleiß hatten ihn ein artiges Vermögen erworben; jetzt wollte er ſein Gewerbe dem Sohn ganz überlaſſen, darum ſeine Bücher abſchließen und die Summen einziehen, die man in einigen berühmten Handelsſtädten ihm noch ſchuldig war. In dieſer Abſicht mußte Theodor eine Reiſe unternehmen. Er verweilte lang in Hamburg und Berlin, am längſten in Frankfurt am Main, wo er die Geſchäfte etwas verwickelt fand.

Hier lernte er Julie Ellring kennen, die Tochter eines reichen Bankiers, und eines der liebenswürdigſten

Mädchen in ganz Frankfurt. Sie lebte in vertrauter Freundschaft mit der Tochter des Hauses, in dem er seine meisten Geschäfte trieb; folglich hatte er oft Gelegenheit, sie zu sehen, und fühlte bald, daß er für seine Ruhe sie schon zu oft gesehen habe. Allein auch Julie erkannte, daß der offene, biederherzige Schlesier sich von den gewöhnlichen Frankfurter Elegants sehr vortheilhaft unterscheide. Mit diesen konnte sie wohl tändeln, zu jenem faßte sie Vertrauen. Beide näherten sich einander immer herzlicher, und nach einigen Monaten sagte Theodor mit der Hand auf der Brust und niedergeschlagenen Blicken: »Wenn ich Sie doch lieben dürfte!«

Sie hatte nichts dagegen, nur äußerte sie mit einem verstohlenen Seufzer, daß vermuthlich ihr Vater sehr viel dagegen haben würde.

»Darf ich mit ihm reden?« fragte Theodor.

Sie nickte und verbarg ihre hold erröthende Wange.

Er bat einige Freunde, den alten Ellring auf seinen Besuch vorzubereiten und ein gutes Zeugniß für ihn abzulegen. Das geschah. Dennoch empfing der Alte ihn grämlich, und als er seine Worte schüchtern anbrachte, antwortete Ellring: »Ich habe zwar viel Gutes von Ihnen gehört, auch von Ihrem Vater, und hätte folglich gegen Ihre Person nichts einzuwenden; doch wenn Sie billig denken, so werden Sie mir nicht zumuthen, daß ich

meine einzige Tochter, den Troſt meines Alters, ſo weit von Frankfurt vermählen ſoll. Ich kann mich nicht von ihr trennen.»

Vergebens wollte Theodor verſprechen, ihn jährlich zu beſuchen, oder auch wohl, nach ſeines Vaters Tode, ganz nach Frankfurt zu ziehen; der Alte blieb dabei: »Es geht nicht an; es thut mir leid, aber ich kann mich dazu nicht entſchließen.»

Da verſtummte der hoffnungsloſe Liebende, und ſchlug die Augen ſeufzend nieder. Plötzlich fragte Ellring haſtig: »Wo haben Sie die Bruſtnadel her?»

»Durch einen Zufall erhielt ich ſie in meiner Jugend.»

»Durch welchen Zufall? Ich bitte.» —

Theodor erzählte die Begebenheit. Da ſchloß zu ſeinem Erſtaunen Ellring ihn in ſeine Arme und ſagte: »Sie ſollen meine Tochter haben! Ihnen muß ich ſie geben, denn Ihnen verdanke ich mein ganzes Glück.» Und nun erzählte er dem fröhlich Beſtürzten, wie er, als ein armer Handelsdiener, aus Preußen gekommen, und nichts beſeſſen, als einige vortheilhafte Zeugniſſe und Empfehlungsſchreiben, die ihm der ſterbende Bruder eines Frankfurter Kaufmanns mitgegeben, und die ſich folglich nicht erſetzen ließen; wie er einzig dieſen Zeugniſſen die Aufnahme in ein ſolides Haus verdankt; wie er nach und nach die Liebe ſeines

Prinzipals gewonnen, endlich deſſen Schwiegerſohn und Erbe geworden. »Es iſt Gottes Finger,« ſo ſchloß er gerührt. »Sie ſollen meine Tochter haben. Als Sie vor den Thoren von Breslau mir das Taſchenbuch brachten — hätte man mich damals gefragt: willſt du dieſem Knaben, wenn er ein wackerer Mann geworden, deine Tochter nicht verſagen? Mit Freuden würde ich Ja geantwortet haben; warum ſollte ich denn jetzt anders denken?«

Julie wurde gerufen, ſie bekannte ihre ſtille Neigung. Spät am Abend verließ Theodor das Haus als Bräutigam, und wie er ſo freudetrunken über die Straße taumelte, gedachte er der Geſchichtchen ſeines Vaters und rief laut: »Der gute Alte hat wohl Recht gehabt! man ſollte nimmer ſagen: was geht es mich an?«

Der Großsprecher.

Als Gelnhauſen noch eine freie Reichsſtadt war, lebte dort ein ehrlicher Fleiſcher, zugleich Rathsherr, Eleaſar Böcklein war ſein Name. Nie verkaufte er ſeinen Kunden eine magere Kuh für einen fetten Ochſen oder Knochen für Fleiſch, und wenn er, was ſie verlangten, ihnen zugewogen hatte, ſo konnten ſie getroſt das Nachwiegen erſparen, denn es fehlte nie auch nur ein Viertelloth. Eben ſo gewiſſenhaft wog er auf der Wage der Gerechtigkeit, ſobald er mit ſeinem ſchlichten Verſtande eine Sache begriffen hatte. Wenn er die grün geweſene Sammtmütze an den Nagel hängte, die weiße Schürze ablegte, mit dem Kamm von Meſſing dreimal durch die Haare fuhr, den braunen Rock mit goldgeſponnenen Knöpfen anzog, den Hut mit drei langen Spitzen auf den Kopf drückte, den Stock mit dem ſilbernen Knopfe in die ſchwielenreiche Hand faßte, und ſo mit gravitätiſchen Schritten ſich nach dem Rathhauſe erhub, ſo fuhren alle Köpfe an die Fenſter, und ſprachen mit Ehrfurcht: da geht Meiſter Böcklein zu Rathe; und wer eine gerechte Sache dort anzubringen hatte, der freute ſich, denn Meiſter Böcklein duldete kein Unrecht.

Unter ſeinen Kollegen war ein Schneider, der gern bisweilen ein X für ein U machte, aber Meiſter Böcklein drückte ihm den Daumen auf's Auge. Der Schneider hatte auf ſeiner Wanderſchaft ein paar lateiniſche Sprüchlein auf-

geſchnappt, durch die er, wenn er eine Sache ſonſt nicht durchſetzen konnte, den ganzen hochedeln Rath in die Enge zu treiben pflegte. Wollte er zum Exempel einem Spitzbuben durchhelfen, ſo ſagte er: »Im römiſchen Rechte iſt verordnet, **post coenam stabis aut mille passus meabis**, folglich iſt klar, daß der Angeklagte für diesmal frei geſprochen werden muß.« Dann pflegten wohl die Rathsherren einander bedenklich anzuſchauen und mit den Köpfen zu nicken: »Ja, wenn es ſich ſo verhält.« — Aber Meiſter Böcklein ſchlug bei ſolchen Gelegenheiten mit der Fauſt auf den Tiſch, daß der Schneider bebte wie eine Fenſterſcheibe durch Kanonendonner, und ſchwur, er gebe keine magere Ziege für das ganze römiſche Recht. »Was kümmert uns der Papſt ſammt allen Kardinälen?« rief er mit einer Baßſtimme, für welche Mozart die Rolle des Saraſtro komponirt zu haben ſchien, »wir ſind ehrliche Proteſtanten, und Gelnhauſen iſt ſo gut eine freie Reichsſtadt, als Rom.«

Das letztere Argument pflegte den hochedeln Rath völlig zu überzeugen. Der Burgermeiſter ſagte: »Ganz recht, Herr Kollege; Rom ſoll etwas größer ſein, als Gelnhauſen, aber darauf kommt es hier nicht an.« Und damit war die Sache entſchieden.

Aber ſo hoch Meiſter Böcklein auch bei Rath und Bürgerſchaft in Anſehen ſtand, ſo war er doch in ſeinem Hauſe nur eine untergeordnete Inſtanz. Zwar in die Staats-

geſchäfte durfte Frau Martha Böcklein ſich nicht mengen, das litt er nun einmal nicht. Von der Schwelle ſeiner Hausthür bis an die Grenzen des Staats, welches gerade zweihundertundſechzig Schritte betrug, erkannte er keine andere Obrigkeit, als Burgermeiſter und Rath. Sobald er hingegen über die Schwelle ſeiner Hausthür hineinwärts geſchritten war, ſobald er den Stock mit dem ſilbernen Knopf in die Ecke geſtellt hatte, ſo beſchied er ſich, daß ſeiner lieben Ehefrau das Hausregiment gebühre, und war, trotz ſeiner Baßſtimme, ein gehorſamer Unterthan, oder höchſtens ein Senat, der das ſchon beſchloſſene pro forma prüfen und billigen muß.

Frau Martha trug, neben vielen Schlüſſeln, auch den, unter deſſen Obhut die alten und neuen Thaler ſich befanden, die ſie fleißig zuſammen ſcharrte, und von welchen ſie nur am lieben Sonntag dem Mann einige Groſchen zugeſtand, um ſich mit guten Freunden zu erluſtiren, wie er es nannte, wobei er doch jedesmal den Vorwurf hören mußte, daß er das Geld aus dem Lande trage, weil das Wirthshaus in der That jenſeits der Grenze lag.

Für wen ſparte Frau Martha ſo emſig? — Für ihr Söhnlein Chriſtian, einen muntern Buben, der durchaus ſtudiren ſollte, auf daß er einſt im Stande ſein möchte, mit dem Schneider lateiniſch zu reden. Gern hätte Meiſter Böcklein den Knaben zu ſeinem Handwerk erzogen, aber

Frau Martha schwur, nie solle Christian ein Beil heben, um einen Ochsen damit vor dem Kopf zu schlagen, wenn auch der ganze hochedle Rath kein Rindfleisch mehr essen sollte. »Gelnhausen,« pflegte sie zu sagen, »ist ja nicht die Welt, wenn gleich ein großes Stück derselben, und wenn er in seinem Vaterlande nicht Bürgermeister wird, so mag er irgendwo Minister werden, ich habe nichts dagegen.«

Allerdings hatte der Knabe gute Anlagen, war ehrlich wie sein Vater, und wenn er Sonntags aus der Kirche kam, so wußte er das Thema der Predigt unfehlbar zu berichten. Schade nur, daß Frau Martha den Nagel und den Sporn, die sie in ihrem Köpfchen trug, so früh als möglich in den Kopf des kleinen Christian zu verpflanzen bemüht war. Er hielt sich schon für was Rechtes, und seinen Vater für gewaltig vornehm, und seine Vaterstadt so ziemlich für die Hauptstadt der Welt.

Auch seine Mutter fand alles vortrefflich in Gelnhausen; nur meinte sie, die Schulanstalten wären nicht hinreichend, um einen großen Mann zu bilden, und wenigstens ein großer Mann sollte ihr Christian werden, wenn er auch nicht Bürgermeister würde. Sie ging daher mit ihrem Vetter, dem berühmtesten Gewürzhändler in ganz Gelnhausen, zu Rathe, einem Mann, der sämmtliche Krämer daselbst mit Gewürz versorgte, weil er es aus der ersten Hand, nämlich aus Hanau, verschrieb, auch jährlich einmal

in Person die weite Reise dahin unter den Thränenströmen seiner Familie antrat, und wenn er glücklich heimkehrte, einen festlichen Schmaus gab. Dieser Mann erzählte der Frau Muhme, daß in Hanau eine Pensionsanstalt sei, wo man nach Belieben bis an den Hals studiren könne; »aber,« fügte er achselzuckend hinzu, »es gibt da lauter junge Grafen und Baronen, und es kostet ungeheures Geld.«

Bei dem Worte Geld schlug die Frau Martha auf ihren Schlüsselbund, als wollte sie sagen: habe ich denn Pfeffer in meinem Kasten? — Und was die vornehme Jugend betraf, meinte sie: ein Rathsherr in der freien Reichsstadt Gelnhausen habe wohl etwas mehr zu bedeuten, als ein Graf oder ein Baron. Es wurde also beschlossen, das Söhnlein dahin zu senden. Der Gewürzkrämer brachte, bei seiner nächsten großen Reise, die Sache in Ordnung, und Christian wurde, mit Wäsche und Würsten wohl versehen, nach Hanau abgefertigt.

Dort merkte er nun wohl bald, daß es, außer Gelnhausen, noch ganz hübsche Leute gäbe, die an Rang und Würden mit seinem Vater sich messen könnten, wie auch, daß Hanau eine recht artige Stadt sei, die wohl hie und da einige Vorzüge vor seiner Vaterstadt behaupten möchte; allein er gestand das alles nur sich selber ingeheim; einem Fremden hätte er um die Welt nicht zugegeben, daß es irgendwo auf Erden schöner und besser sei, als in Gelnhausen.

Lieber nahm er zu den närrischsten Behauptungen seine Zuflucht. Den Mangel an nächtlicher Straßenbeleuchtung entschuldigte er zum Beispiel durch die Versicherung: daß der Mond und die Sterne in Gelnhausen weit heller scheinen, weil die Luft da immer rein von Dünsten ist. Das elende Straßenpflaster hielt er für weit zweckmäßiger, um sich eine gesunde Bewegung zu machen. »Was hilft es mir,« sagte er, »wenn ich auf der Straße wie auf einer Diele gehe? Wird mein Körper dadurch heilsam erschüttert? Aber wenn ich die Beine gehörig aufheben muß, wenn ich bald hoch, bald tief trete, oder auch mitunter einmal auf die Nase falle, das ist gesund, das macht Appetit.«

Wo solche Auslegungen nicht hinreichen wollten, da fing er an zu prahlen; bei ihm zu Hause war alles besser, man aß und trank besser, man hatte schönere Häuser, bequemere Wohnungen, feinere Lustbarkeiten; und dieses Großsprechen wurde ihm nach und nach so zur Gewohnheit, daß er bald nicht mehr mit seiner Vaterstadt allein, sondern auch mit sich selber prahlte. »Mein Vater, der Rathsherr — man weiß, was das in einer freien Reichsstadt sagen will.« — Diese Worte führte er beständig im Munde. Daß er Christian Böcklein hieß, war ihm sehr zuwider, er nannte sich Woldemar Bock, und behauptete, seine Familie stamme aus einem alten patricischen Geschlecht; unter Kaiser Heinrich dem Vogelsteller sei einmal ein Turnier in Gelnhausen gehalten worden, da

habe ein Bock den Preis davon getragen, und weil er klein von Natur geweſen, ſo habe man ihn Böcklein genannt. Daß ſein Vater ein Fleiſcher ſei, verſchwieg er ſorgfältig, und wenn Frau Martha ihm einen Transport der ſchönſten Würſte ſandte, die von jedermann gerühmt wurden, ſo nahm er ſich doch wohl in Acht zu ſagen: »Mein Vater hat ſie gemacht.«

Dieſen häßlichen Hang zum Großthun ausgenommen, war Chriſtian ein braver Junge, der viel lernte, durch Gefälligkeit Liebe und durch Rechtlichkeit Achtung gewann. In ſeinem achtzehnten Jahre wurde er reif für die Univerſität. Frau Martha beſchloß, ihr Söhnlein nach Jena zu ſenden, und verſicherte ihren Mann, das ſei ein ſehr guter Gedanke von ihm ſelbſt. So oft ſie nämlich ohne alle Umſtände eine Sache durchſetzen und auf keinen Widerſpruch ſich einlaſſen wollte, pflegte ſie den Meiſter Böcklein zu überreden, er ſelber habe ſchon vor länger als einem Jahre dieſen Entſchluß gebilligt oder gefaßt, er ſolle ſich nur beſinnen, es ſei an einem Sonntag geweſen, auf dieſer Stelle habe er geſeſſen u. ſ. w. Nun hatte aber Meiſter Böcklein zwei Gedächtniſſe, ein Wochengedächtniß und ein Sonntagsgedächtniß; das erſtere war ſehr gut, das letztere taugte nicht viel; denn ob man gleich nicht von ihm ſagen konnte, er ſei dem Trunk ergeben, ſo gehörte doch ein poculum hilaritatis, zu deutſch ein Haarbeutel, am Sonntag zu ſeinen Lebens-

genüssen. Er selbst hatte nicht das mindeste Vertrauen zu seinem Sonntagsgedächtnisse; das ließ er sich aber nicht merken, um seiner Würde nichts zu vergeben. Wer also diese schwache Seite des starken Mannes kannte, und ihm irgend etwas abzwacken wollte, der durfte ihm nur auf den Kopf Schuld geben, er habe es am Sonntag versprochen.

Meister Böcklein wunderte sich sehr, als er vernahm, daß er selbst beschlossen habe, seinen Christian auf die Universität zu senden, und zwar nach Jena, welche Stadt er, nach seiner Meinung, zum ersten Male nennen hörte. Sein Wunsch, so viel er sich erinnern konnte, war, Christian sollte, wenn er aus der Schule käme, dem Herrn Stadtschreiber adjungirt werden, und sich so in die Staatsgeschäfte hineinarbeiten. Er selbst wollte ihm, beim Wurstmachen, die wichtigsten Händel mittheilen, die während seiner Rathsherrnschaft vorgefallen waren. Indessen, da er einmal sein Wort gegeben, so mußte es schon bei Jena sein Bewenden haben.

Ehe Christian dahin abging, brachte er einige Wochen in seiner Vaterstadt sehr angenehm zu, denn mit wahrer kindlicher Freude sah er seine Eltern wieder, und nebenher genoß er das Vergnügen, recht nach Herzenslust prahlen zu dürfen. Wunderdinge erzählte er von Hanau. Und nun vollends von Kassel! wo er auch einmal in den Pfingstfeiertagen mit einem seiner Lehrer gewesen war. Die

damalige Wilhelmshöhe war ihm bei weitem nicht hoch genug, er verlegte sie in die Wolken, und ließ den ganzen Mainstrom durch die Wasserkunst herabfallen. Der Koloß von Rhodus war ein Kind gegen den Herkules auf dem weißen Stein; die wenigen Menschen, die in der Keule dieses Riesen-Platz finden, verwandelte er in ein ganzes Bataillon. Frau Martha ließ vor Verwunderung oft ihr Spinnrad still stehen, und Meister Böcklein mußte seine Pfeife mehr als einmal wieder anzünden.

Besonders gern erzählte Christian auch von seinen vornehmen Freunden und Mitschülern, den jungen Baron von ABC, den jungen Grafen XYZ. Sie waren alle seine Dutzbrüder. Die Bürgerssöhne hatte er nicht gekannt. Daß er sich am liebsten zu jenen gehalten, war nicht gelogen; sein Hang zum Großthun zog ihn immer zu seinen adelichen Mitschülern, wenn sie auch nicht die besten waren. Er konnte es ihnen gleich thun, weil Frau Martha es an Geld nie fehlen ließ. Um den Unterschied der Geburt bekümmern sich Knaben wenig, und seine alt-praktische Herkunft hatten sie in Gottes Namen gelten lassen. Aber diese Thorheit wurde jetzt Veranlassung der ersten bittern Lehre, welche Christian empfing.

Ein junger Baron Murki, der, gleich ihm, aus der Erziehungsanstalt entlassen war, kehrte in die Heimath zurück, und sein Weg führte ihn durch Selnhausen. In

der Hauptſtraße dieſer berühmten Stadt gerieth ſein Wagen in ein großes Loch, und die Deichſel brach. Das hielt ihn einige Stunden auf; er hatte Langeweile. Plötzlich fiel ihm ein, daß ſein Schulkamerad vielleicht noch hier ſei, und ſogleich erkundigte er ſich bei dem Wirthe nach dem jungen Woldemar Bock. Es wurde ihm verſichert, daß in ganz Gelnhauſen kein Woldemar Bock geboren ſei. Der Baron beſtand darauf, er ſei in Hanau mit einem Rathsherrnſohn aus Gelnhauſen, der Woldemar Bock geheißen, in Penſion geweſen.

»Ach, Ew. Gnaden meinen den Musje Chriſtian, den Sohn von Meiſter Böcklein, dem Fleiſcher?«

Der Baron ſtutzte, errieth den Zuſammenhang, und war nicht edel genug, um ſeinen Schulkameraden die Beſchämung zu erſparen. Er ſchrieb ſeinen Namen auf eine Karte, und ließ Chriſtian einladen, ihn im Wirthshauſe zu beſuchen. Der Großſprecher gerieth in die peinlichſte Verlegenheit. Er ſah voraus, daß Murki verlangen würde, ihm alle die Herrlichkeiten der Vaterſtadt zu zeigen, die er ſo oft ihm vorgerühmt, oder wohl gar in die Wohnung ſeiner Eltern ihn einzuführen, die er bisweilen mit einem Schloſſe verglichen hatte. Indeſſen beſann er ſich ſchnell auf eine Lüge, denn ein Prahler muß immer neue Lügen in Bereitſchaft halten, um die alten zu unterſtützen. Er wollte ſagen, das prächtige Haus ſeiner Eltern ſei abge-

brannt, und bis es wieder aufgebaut wäre, müßten sie in einer geringen Wohnung sich behelfen.

Aber noch ein anderer Umstand mehrte seine Verwirrung. An die Fensterladen waren Schinken und Würste gemalt, zum Zeichen, daß hier ein Fleischer wohne. Wie sollte er die vertuschen? — Wurden die Laden zugemacht, so war es finster im ganzen Hause. Desto besser! dachte er, ich werde sagen, mein Vater habe kranke Augen, er könne das Tageslicht nicht ertragen.

Und wirklich that er den Vorschlag, die Laden zuzumachen. Warum? das scheute er sich doch zu bekennen; denn hätte der Vater gemerkt, daß der Sohn sich seiner schäme, so wäre ein schreckliches Donnerwetter losgebrochen. »Du bist nicht wohl gescheit,« sagte Meister Böcklein, »wer Teufel macht am hellen lichten Tage die Fensterladen zu?« und folglich blieben sie offen. In großer Herzensangst schlich Christian nach dem Gasthof, und was er befürchtet hatte, geschah.

»Ich brenne vor Begierde,« sagte der Baron, »deinen respektablen Vater, den Rathsherrn, kennen zu lernen; du mußt mich bei ihm einführen.« Keine Ausflüchte halfen, sie machten sich auf den Weg. In Murki's Antlitz strahlte eine kleine boshafte Freude. Unterwegs suchte Christian durch die Geschichte von dem Brande dem übeln

Großsprecherei aus seinem Munde, allein der Hang dazu war noch zu tief gewurzelt. In Jena wurde er oft dadurch in böse Händel verwickelt; denn, wenn er auf Leute stieß, die ihn auslachten, so nahm er's übel, und es entstand ein Gezänk. Einem solchen Handel verdankte er einst eine große Schramme über die Backe, die ihn nicht verschönerte, und über welche Frau Martha Ach und Weh ausrief, obgleich Christian sie versicherte, er habe seinem Gegner dafür neun Finger abgehauen, bis er ihm den zehnten zur Versöhnung gereicht.

Uebrigens erwarb Christian auch in Jena den Ruhm eines fleißigen, ordentlichen und gutmüthigen Menschen, wenn nur — fügte jeder kopfschüttelnd hinzu — wenn nur das verdammte Prahlen nicht wäre! Seit ein paar hundert Jahren war in der Reichsstadt Gelnhausen kein so gelehrter Bürger aufgestanden, das bekannte selbst der lateinische Schneider. Niemand zweifelte, daß er in wenigen Jahren bis zum Bürgermeister sich emporschwingen werde. Meister Böcklein sagte: »Nun, das freut mich!« Und Frau Martha konnte solche Prophezeiungen nur mit heißen Thränen beantworten.

Christian fühlte wohl, daß er mehr gelernt hatte, als er in Gelnhausen brauchen konnte; auch bot sich manche Gelegenheit ihm dar, in der Fremde sein Glück zu machen; aber da er seiner Eltern einziger Trost und Freude war, so

beſchloß er, nicht auszuwandern, ſondern ſich mit dem Loſe zu begnügen, welches ſeine Vaterſtadt ihm gewähren konnte. Dieſe kindliche Geſinnung verſöhnte manchen ehrlichen Bürger mit ſeiner Prahlſucht.

Aber nun erlebte Meiſter Böcklein den Augenblick, wo ſämmtliche Reichsſtädte aufgehoben, und dem nächſten Landesherrn zugetheilt wurden. Das war ein harter Schlag für den Ehrenmann, härter noch für Frau Martha, die ihren alten Rathsherrn plötzlich wieder auf ſeine Fleiſchbank beſchränkt ſah, und in der Kirche nicht mehr in den Rathsherrnſtuhl gehen durfte. Dazu kam noch, daß nach der Schlacht bei Jena, bei Verfolgung des Feindes, die Stadt ſehr übel mitgenommen wurde. Zwar blieb Meiſter Böcklein's Haus verſchont, und das verdankte er ſeinem Chriſtian; denn als ein halbes Dutzend Weißkittel hineindringen wollten, verrammelte er die Thür, ſchaute aus dem Fenſter ſeines Dachſtübchens herab, und da er fertig franzöſiſch ſprach, ſo kapitulirte er ſo lange mit den ungebetenen Gäſten, bis er einen Offizier die Straße herauf kommen ſah, den er um Hilfe anrief. Dieſer war herzlich froh, endlich einen der Einwohner franzöſiſch reden zu hören, denn er hatte Aufträge an den Magiſtrat, und in ganz Gelnhauſen Niemand gefunden, der ihm als Dolmetſcher dienen konnte. Er bewilligte eine Sauvegarde für Meiſter Böcklein's Haus, unter der Bedingung, daß Chriſtian ihn begleiten ſolle, bis ſeine Geſchäfte abgethan wären.

Als die Gefahr vorüber war, brüstete Frau Martha sich nicht wenig gegen den lateinischen Schneider mit ihrem französischen Sohn. Aber an Meister Eleasar's Herzen nagte doch ein Wurm. Er hatte seit vierzig Jahren nicht geweint, sonst hätte er jetzt wohl weinen mögen über den Untergang des Staats. Er beschloß — gleich andern großen Staatsmännern — sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, und was die Requisitionen ihm übrig gelassen, in der Stille zu verzehren, ohne an den neuen Einrichtungen, die er ein neues Unwesen nannte, den mindesten Theil zu nehmen. Sie waren ihm so verhaßt, daß er auch seinem Christian die Erlaubniß, ja fast den Befehl ertheilte, in fremden Landen ein besseres Glück zu suchen.

Plötzlich verwandelte sich Christian Böcklein nun wieder in Woldemar Bock, und unter diesem Namen trat er nun in K* auf. Dort war um diese Zeit kein Ueberfluß an jungen gescheiten Männern; daher gelang es ihm, Sekretär bei einem der neuen Minister zu werden, einem sehr wackern und arbeitsamen Mann, der des Jünglings Fleiß und Talente zu schätzen wußte, ihn lieb gewann, und sich vornahm, ihm empor zu helfen; freilich durchschaute er auch gar bald dessen Schwachheit. Der Paß und der Taufschein, die sein Sekretär gelegentlich vorweisen mußte, belehrten ihn, daß der junge Mensch nicht Woldemar Bock, sondern Christian Böcklein heiße, und dieser einzige Zug war hinreichend für den Menschenkenner.

Durch leiſen, gutmüthigen Spott ſuchte er ihn dann und wann unter vier Augen zu beſchämen, und brachte es wenigſtens ſo weit, daß Chriſtian ſich ſehr hütete, den Mund nach ſeiner Weiſe zu voll zu nehmen. Hingegen ſtand er in der ganzen Stadt nur zu bald wieder in dem alten Rufe, und ſein jetziger Poſten gab ihm noch häufigere Veranlaſſungen, die großſprecheriſche Unart zu offenbaren. Von allen Staatsgeheimniſſen wollte er unterrichtet ſcheinen, und es gab keinen vornehmen Mann, mit dem er nicht in großer Vertraulichkeit lebte. War einer ſeiner Bekannten zu irgend einem Großen eingeladen, ſo warf er nachläſſig hin, auch er habe eine Karte empfangen, allein es mangle ihm an Zeit, er könne nicht kommen. Wußte Jemand etwas beſſer, als er, ſo behauptete er wenigſtens, er habe es auch gewußt, es ſei ihm nur entfallen. Beſonders hielt er ſich gern zu Fremden, weil die ihn noch nicht kannten, und auf's Wort glaubten, was er ihnen vorprahlte.

Freilich erfuhr er auch bisweilen manche bittere Beſchämung, und faßte mehr als einmal den feſten Vorſatz, ſeinen Fehler abzulegen. So, zum Beiſpiel, erzählte er einſt im Klubb einem Kreiſe von Bekannten und Fremden, der ſich um ihn geſammelt hatte, er habe in Gelnhauſen, als ein Dutzend Weißkittel in ſeines Vaters Wohnung einbrechen wollten, ſie ſämmtlich in die Flucht geſchlagen, worüber ſelbſt ein feindlicher Offizier, der eben die Straße

heraufgekommen, in Erſtaunen gerathen ſei, und ihn um ſeine Freundſchaft gebeten habe. Da nahm plötzlich einer aus dem Kreiſe das Wort, ſprechend: »Vergeben Sie, ich ſelbſt war dieſer Offizier. Aus dem Fenſter Ihres Dachſtübchens erſuchten Sie mich um eine Sauvegarde, die ich Ihnen zugeſtand, ſonſt war es um Ihr Haus geſchehen.« Die Umſtehenden lachten und wandten ſich weg, und ziſchelten einander in die Ohren. Was Chriſtian empfand, kann jeder Ehrliebende leicht errathen.

Ein andersmal befand er ſich auf einer Maskerade, wo er ſich mit einigen Freunden in ein Vorzimmer um einen Punſchnapf ſetzte. Das Geſpräch fiel auf eine treffliche neue Einrichtung, die ſein Miniſter vor Kurzem zu Stande gebracht hatte. Da vertraute er der Geſellſchaft, daß eigentlich er die Sache vorgeſchlagen, ausgearbeitet und in Gang gebracht, wobei er zwar dem Miniſter große Lobſprüche ertheilte, aber doch das meiſte Verdienſt ſich ſelber zuſchrieb. Plötzlich klopfte eine Maske, die hinter ihm ſtand, ihm auf die Schulter, und winkte ihn bei Seite. Dort zog der Domino die Larve ab, es war der Miniſter ſelbſt. »Wenn Sie,« ſagte er mit einer Miſchung von Ernſt und Spott, »künftig auf der Maskerade mich vorſtellen wollen, ſo geben Sie mir zuvor einen Wink davon, damit ich Ihnen auch meinen Domino leihen kann.«

Mit dieſen Worten kehrte er ihm den Rücken; der arme Chriſtian ſtand wie vom Blitz getroffen, verfluchte ſeinen

Hang, und ſchwur einen theuren Eid, von dieſem Tage an ſich zu beſſern. Dieſen Schwur wiederholte er am andern Morgen in die Hand des Miniſters, als dieſer ihm ſehr ernſthaft erklärte: er ſchätze ſeine Talente und ſeinen Charakter; wenn er aber die Prahlſucht durchaus nicht überwinden könne, ſo müſſe man ſich trennen, weil er, der Miniſter, es nicht länger dulden könne, daß ſein Sekretär ſich überall lächerlich mache. Warnend verließ er ihn mit den Worten: »Ich werde ein wachſames Auge auf Sie richten.«

Die bittere Lehre hatte gewirkt. Chriſtian nahm ſich zuſammen, ſchrieb über ſeine Thür mit großen Buchſtaben: »Prahle nicht!« verließ keinen Morgen ſein Zimmer, ohne die Worte dreimal zu leſen, legte ſich keinen Abend zu Bette, ohne zu prüfen, ob er ſeinen Schwur auch gehalten, und konnte ſich wenigſtens das Zeugniß geben, daß ihm keine grobe Prahlerei entwiſcht ſei.

Der Miniſter, der ingeheim ihn ſtreng beobachten ließ, freute ſich ſeiner Beſſerung, und ſchenkte ihm ſeine ganze Liebe wieder. Nur einmal wurde er noch irre an ihm. Ein alter Bürgermeiſter ließ ſich melden, ein reicher Mann, der auf ſeine Familie etwas ſtolz war, weil ſeit mehreren Generationen die Glieder derſelben wichtige bürgerliche Aemter im Staate verwaltet hatten. »Ew. Excellenz,« ſagte er, »nehmen ſich des jungen Herrn Bock ſehr gnädig an, weßhalb ich unterthänigſt berichte, was maßen der-

ſelbe geſtern am 21. Mai Abends gegen ſieben Uhr um meine einzige eheliche Tochter Katharina geziemend angehalten, und zu vernehmen komme, ob ſolches mit Ew. Excellenz Gutheißen geſchehen?»

Der Miniſter, der allerdings davon unterrichtet war, bejahte die Frage, und fügte hinzu, es werde ihn freuen, wenn der junge Mann, den er ſchätze, eine ſo gute Partie treffen könnte.

»Ich hätte auch wohl nichts dawider,» fuhr jener fort, »wenn nur — ich weiß nicht — man ſagt hie und da, er ſei von geringer Herkunft. Nun wiſſen Ew. Excellenz wohl, daß meine Familie —»

»Haben Sie ihn nicht darum befragt?»

»O ja, wenn ich ſeinen Worten trauen dürfte, ſo wäre er ein Sprößling aus einem alten patriciſchen Geſchlecht, und könnte, wenn er nur wollte, ſich von Bock ſchreiben.»

»Hat er das geſagt?»

»Mehr als einmal.»

Der Miniſter runzelte die Stirn, doch ließ er ſeinen Unwillen nicht merken, überredete vielmehr den Bürgermeiſter, es auf jeden Fall nicht allzugenau mit der Her-

kunft zu nehmen, da er beſchloſſen habe, wenn die Verbindung zu Stande komme, den Rathstitel für den jungen Mann vom König zu erbitten. Der Alte, der auf alle Titel großen Werth legte, war damit zufrieden, worauf der Miniſter ihn erſuchte, mit der Einwilligung zu zögern, bis er ihm einen Wink geben werde. Nach dieſer Verabredung entfernte ſich der Bürgermeiſter, wies den Freier nicht ab, nahm ſich aber Bedenkzeit.

Der Miniſter hatte während des Geſpräches den Gedanken gefaßt, ſeinen Sekretär zu prüfen, und wenn er in einem gewiſſen Punkte ihn nicht rein und lauter fände, nicht allein die Verbindung zu hintertreiben, ſondern auch ſeine Hand ganz von ihm abzuziehen.

Vierzehn Tage waren verſtrichen, als er eines Morgens, nach abgethanen Geſchäften, zu ihm ſagte: »Sie ſpeiſen dieſen Mittag bei mir.« — Chriſtian verbeugte ſich und eilte nach Hauſe, um ſich feſtlich anzukleiden. Zur beſtimmten Stunde trat er in den Speiſeſaal, fand ein Dutzend Gäſte verſammelt, und unter ihnen, zu ſeiner größten Verwunderung, auch den Bürgermeiſter mit ſeiner Tochter. Ein Stuhl blieb leer.

Unter gleichgiltigen Geſprächen wurde die Suppe verzehrt. Jetzt ward ein Stück Rindfleiſch von ungewöhnlicher Größe aufgetragen. Der Miniſter ſelbſt machte ſeine

Gäſte aufmerkſam darauf, und es entſpann ſich ein Geſpräch über Viehmaſtung, worin beſonders die Engländer es ſehr weit gebracht. Man ſprach von Ochſen, die einige Tauſend Pfund gewogen. Der Miniſter warf die Frage auf: wie hoch wohl in Weſtphalen dieſe Kunſt getrieben worden? Und — als der eine dies, und der andere das berichtete, und verſchiedene Meinungen herrſchten, ſo ſagte er: »Meine Herren, wir Alle verſtehen uns nicht darauf; ich denke, wir thun am beſten, wenn wir einen unſerer berühmteſten Fleiſcher kommen laſſen, der mag entſcheiden.«

Mit dieſen Worten gab er ſeinem Kammerdiener einen Wink, der ſich ſchnell entfernte. Das Geſpräch wurde noch eine Weile fortgeſetzt, da trat Meiſter Eleaſar Böcklein ehrenfeſt herein. Sein Sohn ſaß mit dem Rücken gegen die Thür, und wurde ihn nicht gewahr. Als aber der Miniſter den Fleiſcher anredete, dieſer ihm zu antworten begann, und Chriſtian ſeines Vaters wohlbekannte Baßſtimme hörte, ſprang er haſtig auf, rannte auf ihn zu, und ſchloß ihn freudig beſtürzt in ſeine Arme. »Gottlob!« ſagte der Miniſter. »Das wußte ich wohl!« rief Meiſter Böcklein. Alle Gäſte ſtutzten. Der edle Wirth ergetzte ſich einige Minuten an der Rührung des Vaters wie des Sohnes, und an dem Erſtaunen der Gäſte, dann hub er wieder an: »Meine Herren, ich muß Ihnen bekennen, daß ich ein wenig abergläubiſch bin. Wir ſind unſerer hier nur dreizehn am Tiſche, da ſchmeckt mir kein Biſſen. Erlauben Sie,

daß der vormalige Rathsherr Böcklein aus Gelnhausen Platz auf dem leeren Stuhle nehme. Setze Er sich, mein lieber Meister Böcklein, dort neben Seinen Sohn; mache Er keine Umstände.»

»I nu, wenn Ew. Excellenz es befehlen,» sagte der ehrliche Alte, stellte seinen Stock mit dem silbernen Knopfe in die Ecke, hing seinen Hut mit den drei großen Spitzen darauf, und setzte sich neben seinen Sohn, der mit den seltsamsten Gefühlen seine Augen dankend, bittend und fragend auf den Minister heftete. Dieser erklärte nun das Räthsel, indem er seinen wohlgewählten Gästen erzählte, welchen braven, jungen Mann er in seinem Sekretär besitze; daß er nur einen Fehler an ihm kenne, oder vielmehr gekannt habe; daß er auch nun diesen abgelegt, und die letzte Prüfung bestanden: »Hätte seines Vaters Erscheinung ihn auch nur verwirrt gemacht, so hätte ich meine Achtung ihm entziehen müssen. Allein er war, was er sein mußte, und nun, Herr Bürgermeister,» fuhr er fort, »nun hoffe ich, daß Sie Ihre liebenswürdige Tochter ihm nicht versagen werden. Meister Böcklein ist ein Ehrenmann, den ich mit Vergnügen an meiner Tafel sehe; ich habe ihn dazu eingeladen, er ist den weiten Weg auf meine Bitte hergekommen; lassen Sie uns die Verlobung seines Sohnes feiern.»

Er ergriff das Glas, alle Gäste folgten seinem Beispiel, der Champagner schäumte. Der Kammerdiener präsentirte

eine verdeckte Schüssel, sie enthielt Christian's Ernennung zum Rath. Das wirkte auf den stolzen Bürgermeister mehr, als des Ministers Ueberredung. Er ließ seine Blicke über den Fleischer hinweggleiten, und nickte dem neuen Rath sein Jawort zu. Christian wollte sich dem Minister zu Füßen werfen, der ihn freundlich in die Arme faßte, und ihm in die Ohren flüsterte: »Prahlen Sie künftig nur mit Ihrer hübschen Frau.«

Der Lügner.

In einer königlichen Hauptſtadt wohnte ein reicher, anſehnlicher Mann mit Weib und Kind. Merkwürdig war die Art, wie er zu ſeinem großen Reichthum gelangte, denn die armen Eltern konnten ihm nur ihren Segen hinterlaſſen, und er mußte in ſeiner Jugend ſich durch die Welt drücken, faſt wie ein verirrtes Kind, das am Markttage in eine volkreiche Straße geräth, oder wie ein herrenloſes Hündlein, das ſchüchtern vor lauter fremden Thüren die karge Nahrung ſucht. Aber die Menſchen, die am Morgen ihres Lebens im kalten Nebel ihre Laufbahn beginnen, ſchaffen ſich bei Zeiten einen warmen Oberrock und gelangen wohlbehalten zum Ziele, wenn auch den ganzen Tag die Sonne hinter Wolken bleibt. Wem hingegen die Sonne des Glücks ſchon in die Wiege ſcheint, der iſt ſelten vorbereitet, wenn an ſeinem Horizonte ein Gewitter aufſteigt.

Durch Redlichkeit, Fleiß und Anſpruchloſigkeit hatte Landsberg — ſo hieß der Jüngling — die Augen eines wackern Mannes auf ſich gezogen, der dieſe Eigenſchaften Jahre lang in mancherlei Geſchäften erprobte, und endlich eine Gelegenheit ergriff, ſie zu vergelten. Der alte Söritz nämlich war Vormund eines artigen, ſittſamen Mädchens, das aber auch keinen andern Reichthum beſaß, als die Hoffnung, einſt einen Oheim zu beerben, der in Indien Schätze geſammelt hatte. Auch dieſe Hoffnung war faſt

verschwunden, da jener Oheim seit vielen Jahren nichts von sich hören ließ. Doch endlich schrieb er aus Bengalen, er fühle sein Ende herannahen und wünsche, daß seine Nichte zu ihm eilen möchte, um, was er für sie gespart, in Empfang zu nehmen. Sollte jedoch ihre zarte Jugend (sie zählte kaum vierzehn Jahre) eine solche Reise nicht verstatten, so möchte man ihm nur einen sichern, mit gehörigen Vollmachten versehenen Mann schicken, mit dem er alles in Ordnung bringen werde.

Die Reise der kleinen Amalie hielt der Vormund für bedenklich, er zog die letztere Auskunft vor, und warf seine Augen auf den jungen Landsberg, einen gesunden, redlichen und wohl unterrichteten Mann, der folglich alle zu diesem Auftrage erforderliche Eigenschaften besaß, und ihn gern übernahm, theils um Indien, die Wiege der Menschheit, zu sehen, theils weil der alte Nabob eine reiche Belohnung zugesichert hatte. Er langte glücklich dort an, gefiel dem alten Oheim, der noch zwei Jahre lebte, und machte während dieser Zeit sich ihm unentbehrlich. Oft, wenn er in traulichen Stunden den jungen Fremdling sogar dutzte, entschlüpfte ihm der Wunsch, daß Landsberg sein Sohn sein möchte. Um so mehr erstaunte dieser, als der Mann nun endlich starb, unter dessen Papieren blos eine Anweisung auf ein ziemlich karges Reisegeld zu finden, mit der Bitte, seiner Nichte das hinterlassene Testament und die schon vorläufig in Gold- und Silberbarren umgesetzte Erbschaft zu bringen.

Landsberg sah nun freilich in einer Hoffnung sich getäuscht, allein er murrte nicht. Genügsam, wie immer, war er auch jetzt mit einer kleinen Summe zufrieden, die er von den Geschenken des Verstorbenen sich erspart hatte. Mit der pünktlichsten Redlichkeit brachte er Alles in Ordnung, und kam nach Europa zurück, wo er Amalien, die unterdessen zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, das Testament überreichte, und die Schätze vor ihr ausbreitete.

Von außen stand auf des Oheims wohlversiegeltem letzten Willen, er solle in Gegenwart der Obrigkeit und des Vormunds eröffnet, und dann durch Landsberg laut abgelesen werden. Die Eröffnung geschah verordnetermaßen, und Landsberg hub an zu lesen, nicht ohne Thränen, da er die zitternde Handschrift des wackern Greisen erblickte, in dessen Hause er zwei Jahre als Sohn gehalten worden. Die Nichte war zur Universal-Erbin eingesetzt, doch unter einer Bedingung, die, als der Vorleser an den Punkt kam, ihn plötzlich verstummen machte. Er wurde glühend roth, stammelte, reichte das Testament dem Vormund und eilte hinaus. Verwundert las der Vormund weiter. Amalie sollte Landsberg heirathen, oder ihm ein Drittel von der Erbschaft überlassen. Sie zog das erstere vor, denn der junge Mann gefiel ihr wohl, und alles, was er bisher gethan, verbürgte seinen edlen Charakter, folglich ihr künftiges Glück.

So wurde Landsberg plötzlich der reichste Mann in der Stadt. Nie vergaß er, daß er seinen Wohlstand dem alten Söritz verdanke. Oft hatte er ihm auf eine gute Art kostbare Geschenke aufdringen wollen, allein der Mann besaß bei sehr geringen Einkünften einen edlen Stolz, und war nie zu bewegen, ein Geschenk von einigem Werth anzunehmen, auch dann nicht einmal, als er durch Unglücksfälle in Armuth gerieth. Nur auf dem Sterbebette, als die Sorge um seinen einzigen Sohn Anton ihn quälte, nahm er zum ersten Male des Freundes Dankbarkeit in Anspruch, und empfahl ihm den Knaben, der nun bald verwaist herumirren sollte.

Diese Empfehlung war überflüssig. Landsberg hatte ohnehin längst beschlossen, des Vaters Wohlthaten an dem Sohne zu vergelten, und mit Freuden nahm er den wohlgearteten Knaben Anton in sein Haus, um ihn ganz wie seinen eigenen Sohn Julius zu erziehen, mit dem er von gleichem Alter war. Nach seinem oft und ernstlich geäußerten Willen sollte zwischen Julius und Anton durchaus kein Unterschied gemacht werden; allein selten erfüllen Mütter eine solche Vorschrift gewissenhaft, wenn sie auch dazu den redlichen Vorsatz haben. Anfangs zwar nahm sich Amalie zusammen, und wenn auch Anton nicht eben so zärtlich von ihr geliebkost wurde, als Julius, so hütete sie sich doch, dem Letztern irgend einen sichtbaren Vorzug zu erweisen. Aber bald erwachte die mütterliche

Eifersucht, und Jedermann fand den kleinen Anton liebenswürdiger, und Jedermann hatte Recht. Sie selbst war Schuld daran, denn sie verzog ihren Julius mit Affenliebe, bemäntelte und vertuschte alle seine Unarten, und wenn sie auch zum Glücke dadurch sein gutes Herz nicht verdarb, so machte sie ihn zu einem ungezogenen Buben, der alles that, was ihm sein Leichtsinn eingab. Je strenger sie hingegen ihren Pflegesohn behandelte, je behutsamer betrug sich der, und beide Knaben stachen bald so sehr gegen einander ab, daß selbst Landsberg einmal unmuthig erklärte: er würde gern den leiblichen Sohn gegen den angenommenen vertauschen.

Diese hingeworfenen Worte mehrten den Widerwillen seiner Frau, und verleiteten sie zu manchen Ungerechtigkeiten, von welchen ihr Mann nichts erfuhr, weil Anton sie still ertrug.

Manches, was in spätern Jahren ein Laster wird, ist in der Kindheit oft nur eine üble Gewohnheit, und könnte mit einiger Aufmerksamkeit leicht unterdrückt werden. Dahin gehört auch das Lügen, dieser Seelenkrebs, der immer mehr um sich frißt, und endlich die ganze Sittlichkeit verschlingt. Gleichwie ein Leidender, dessen Körper vom Krebs zerstört wird, sich endlich von seinen nächsten Freunden und Verwandten verlassen sieht, weil sie die verpestete Atmosphäre nicht ertragen können; so flieht Jedermann den Lügner. Das hatte Landsberg seinem Julius oft

So wurde Landsberg plötzlich der reichste Mann in der Stadt. Nie vergaß er, daß er seinen Wohlstand dem alten Söritz verdanke. Oft hatte er ihm auf eine gute Art kostbare Geschenke aufdringen wollen, allein der Mann besaß bei sehr geringen Einkünften einen edlen Stolz, und war nie zu bewegen, ein Geschenk von einigem Werth anzunehmen, auch dann nicht einmal, als er durch Unglücksfälle in Armuth gerieth. Nur auf dem Sterbebette, als die Sorge um seinen einzigen Sohn Anton ihn quälte, nahm er zum ersten Male des Freundes Dankbarkeit in Anspruch, und empfahl ihm den Knaben, der nun bald verwaist herumirren sollte.

Diese Empfehlung war überflüssig. Landsberg hatte ohnehin längst beschlossen, des Vaters Wohlthaten an dem Sohne zu vergelten, und mit Freuden nahm er den wohlgearteten Knaben Anton in sein Haus, um ihn ganz wie seinen eigenen Sohn Julius zu erziehen, mit dem er von gleichem Alter war. Nach seinem oft und ernstlich geäußerten Willen sollte zwischen Julius und Anton durchaus kein Unterschied gemacht werden; allein selten erfüllen Mütter eine solche Vorschrift gewissenhaft, wenn sie auch dazu den redlichen Vorsatz haben. Anfangs zwar nahm sich Amalie zusammen, und wenn auch Anton nicht eben so zärtlich von ihr geliebkost wurde, als Julius, so hütete sie sich doch, dem Letztern irgend einen sichtbaren Vorzug zu erweisen. Aber bald erwachte die mütterliche

Eifersucht, und Jedermann fand den kleinen Anton liebenswürdiger, und Jedermann hatte Recht. Sie selbst war Schuld daran, denn sie verzog ihren Julius mit Affenliebe, bemäntelte und vertuschte alle seine Unarten, und wenn sie auch zum Glücke dadurch sein gutes Herz nicht verdarb, so machte sie ihn zu einem ungezogenen Buben, der alles that, was ihm sein Leichtsinn eingab. Je strenger sie hingegen ihren Pflegesohn behandelte, je behutsamer betrug sich der, und beide Knaben stachen bald so sehr gegen einander ab, daß selbst Landsberg einmal unmuthig erklärte: er würde gern den leiblichen Sohn gegen den angenommenen vertauschen.

Diese hingeworfenen Worte mehrten den Widerwillen seiner Frau, und verleiteten sie zu manchen Ungerechtigkeiten, von welchen ihr Mann nichts erfuhr, weil Anton sie still ertrug.

Manches, was in spätern Jahren ein Laster wird, ist in der Kindheit oft nur eine üble Gewohnheit, und könnte mit einiger Aufmerksamkeit leicht unterdrückt werden. Dahin gehört auch das Lügen, dieser Seelenkrebs, der immer mehr um sich frißt, und endlich die ganze Sittlichkeit verschlingt. Gleichwie ein Leidender, dessen Körper vom Krebs zerstört wird, sich endlich von seinen nächsten Freunden und Verwandten verlassen sieht, weil sie die verpestete Atmosphäre nicht ertragen können; so flieht Jedermann den Lügner. Das hatte Landsberg seinem Julius oft

gepredigt, als er den unſeligen Hang an ihm bemerkte, bald als falſcher Scham, bald um ſich weiß zu brennen, bald aus bloßer Neckerei zu lügen. Er beſchämte und züchtigte ihn, ſo oft er ihn auf Verdrehung der Wahrheit ertappte; er verdoppelte von Jahr zu Jahr die Strenge ſeiner Züchtigungen, und ſtellte ihm den wahrhaften Anton zum Muſter dar.

»Jede Lüge,« pflegte er zu ſagen, »hat mehr oder weniger ſchlimme Folgen, die kleinſte bisweilen die ſchrecklichſten, könnte man ihnen nur immer nachſpüren. Darum, Julius, ſcheue jede Verletzung der Wahrheit ärger, als Waſſer und Feuer! Schlägſt du dieſe Worte in den Wind, ſo prophezeie ich dir: du wirſt zu ſpät mit bitterer Reue meiner Warnung gedenken.«

Hätte die blinde Mutter das Söhnlein nicht in Schutz genommen, ſo würde Julius vielleicht die öftern herzlichen Ermahnungen ſeines Vaters nicht in den Wind geſchlagen haben; doch immer hatte ſie Entſchuldigungen für ihn in Bereitſchaft. Bald war es eine witzige Lüge, über die ſie ſich krank lachen wollte, bald eine elende Kleinigkeit, eine Kinderei, folglich nicht der Mühe werth, davon zu reden, und hatte er es einmal zu arg gemacht, ſo hieß es wenigſtens: er hat es doch nicht aus Bosheit gethan.

Das Letztere mochte gelten; Julius war nicht boshaft, allein darum ſein Hang nicht minder gefährlich und

verderblich. »Der Vater iſt gar zu pedantiſch,« dachte er bei ſich ſelbſt, nahm ſich vor dem Vater in Acht, und log übrigens nach Herzensluſt.

Eines Tages ſpielte er im Hofe Ball mit Anton. Beide gingen nun ſchon in ihr ſiebzehntes Jahr, ſchlugen und warfen daher den Ball mit jugendlicher Stärke, wobei doch Anton ſich ſtets in Acht nahm, den Fenſtern zu nahe zu kommen. Julius hingegen, minder vorſichtig, that einen Wurf, der nicht allein das Fenſter in der Mutter Schlafzimmer, ſondern auch im Zimmer ſelbſt eine Mundtaſſe zertrümmerte, die, als das Geſchenk einer verſtorbenen Freundin, ihr ſehr lieb war. Zornig fuhr ſie an's Fenſter, hinausrufend: Wer hat das gethan? Beide Knaben verſtummten erſchrocken. Wer hat das gethan? wiederholte ſie kreiſchend.

»Anton,« ſagte Julius, und machte bei dieſer Gelegenheit die erſte Erfahrung, daß, wenn man auch nur zum Scherze das Lügen ſich angewöhnt, man bald in ernſten Fällen faſt unwillkürlich Gebrauch davon macht, als von dem erſten Mittel, welches die verdorbene Seele aus Gewohnheit darbietet.

»Warte!« rief die Mutter dem verſtummten Anton zu, »das ſollſt du mir entgelten! durch den Kutſcher laſſe ich dieſen Abend dich peitſchen!«

Schon einmal hatte ſie dieſe grauſame Züchtigung bei einer andern Gelegenheit an ihm vollſtrecken laſſen, und

dadurch noch mehr seinem Ehrgefühl, als seinem Körper, weh gethan. Er hatte geschworen, sie nicht zum zweiten Mal zu ertragen, und lieber sein Brot in der weiten Welt zu betteln. Kaum vernahm er jetzt die schreckliche Drohung, und kaum hatte seine harte Pflegemutter das Fenster klirrend wieder zugeworfen, als er, ohne ein Wort zu sagen, und nur einen Blick der Verachtung auf Julius werfend, aus dem Hause ging, und verschwand.

Jetzt fühlte Julius Gewissensbisse. Er schlich herum, ihm war nicht wohl zu Muthe. Als der Abend kam, und die Hausgenossen zum Essen gerufen wurden, erschien Anton nicht. Der Vater fragte: »Wo ist Anton?«

»Er wird wohl schon in seine Kammer gekrochen sein,« antwortete die Mutter, denn er hat etwas eingebrockt.« Und nun erzählte sie den Verlust ihrer Tasse, die ihr so weh gethan, daß sie eine Strafe ihm verkündigt habe. Sie verschwieg weislich, welche. Landsberg bat für ihn; sie sagte nicht Ja noch Nein; es wurde von andern Dingen gesprochen. Der Vater ging ruhig zu Bette, vermeinend, Anton verschlafe längst alle Furcht. Aber Anton kam nicht nach Hause, und Julius, der schon Abends bei Tische die Qual des bösen Gewissens empfunden hatte, konnte am Morgen die Angst nicht länger bergen; er ging zu seiner Mutter und bekannte ihr Alles. Sie erschrack; allein, statt gerechten Zorn ihn empfinden zu lassen, ermahnte sie ihn blos, ja dem Vater nichts davon zu sagen,

weil sonst ein schweres Gericht über ihn ergehen würde; folglich beharrte er gegen diesen bei seiner Lüge.

Der bekümmerte Landsberg sandte auf alle Straßen, und ließ in allen Zeitungen den Entwichenen auffordern, zurück zu kehren, und eines liebevollen Empfangs gewiß zu sein; aber alle seine Jahre lang fortgesetzte Nachforschungen waren vergebens, er mußte sie endlich aufgeben. Freilich empfand Julius Schmerz und Reue über diesen Vorfall, denn er hatte seinen Jugendgefährten aufrichtig geliebt; aber er vergaß ihn auch bald, und der ganze Vortheil, den er für seine Besserung aus dieser Begebenheit zog, war der Vorsatz, nicht wieder zu lügen, wenn es einen Andern schaden könnte. Als ob es möglich wäre, das vorauszusehen!

Zwei Jahre nachher machte er zu Pferde eine kleine Reise nach einer acht Meilen entlegenen Stadt, wo ein ziemlich berühmter Jahrmarkt gehalten wurde. Auf dem Hinwege kam er an eine Stelle, wo sich die Landstraße in zwei ganz gleich gebahnte Straßen theilte. Er wählte zufällig die unrechte, wurde jedoch bald von einem Bauern zurecht gewiesen, kam glücklich nach Lindenheim (so hieß die Stadt), kaufte, was ihm gefiel, tanzte, spielte, und als der volle Beutel, früher als er geglaubt, ausgeleert war, kehrte er fast unmuthig heim, denn ihn drückte das Gefühl, daß er Zeit und Geld verschleuderte.

Eben als er abermal an jenen Scheideweg gelangte, begegnete ihm ein junger Reiter, der große Eile zu haben schien, und ihn hastig fragte: welches der Weg nach Lindenheim sei? — Julius zeigte ihm den unrechten. Der Reiter wendete und sprengte fort.

»Bin ich doch auch eine halbe Meile umgeritten,« sagte Julius lachend zu sich selbst, »er mag sehen, wie er zurecht kommt.« Ohne weitern Zufall erreichte er seinen Wohnort, gedachte des kleinen Abenteuers selten, und dann nur mit einem schadenfrohen Lächeln.

Auf jenem Jahrmarkt hatte er unter andern eine gefährliche Bekanntschaft mit abgefeimten Spielern gemacht, die, nachdem sie dort ihre Schafe geschoren, in die Residenz kamen, um ihr Handwerk fortzusetzen. Julius, der unerfahrne Jüngling, fiel in ihre Schlingen, und verspielte eine Menge schöner Goldstücke, welche die Mutter ihm zusteckte. Da er aber von Natur keinen Hang zum Spielen hatte, auch diesmal die Mutter ihn ängstlich bat, diesen Abgrund zu vermeiden, so schwur er, keinen Fuß mehr in das verdammte Haus zu setzen, und hielt Wort. Am letzten Abende, als die Habichte ihn plünderten, und er eine ziemlich große Summe in Golde auf den Tisch zählen mußte, fand sich, daß es einige Thaler zu viel waren. Er setzte auch diese noch auf eine Karte, gewann, verdoppelte den Satz, gewann wieder, und so noch einige Male, denn die Gauner wollten ihn nicht abschrecken. Nun legte aber der Bankier die Kar-

ten nieder, und bezahlte ihm seinen Gewinn mit einer Banknote. Julius steckte sie ein und kam nicht wieder.

Zufällig erblickte der Vater diese Banknote in seiner Hand, besah sie aufmerksam, und fragte: wo er sie herbekommen? — Der Sohn, der nicht bekennen wollte, daß er einem Spielgelage beigewohnt, antwortete: »Ich habe sie eingewechselt von unserm Nachbar, dem Kaufmann Herz.«

»Ueberlaß sie mir,« sagte der Vater, nahm sie, zahlte ihm den Werth, und Julius bekümmerte sich weiter nicht um die Ursache, aus der sein Vater den Besitz gerade dieser Banknote wünschen mochte.

Nun hatten sich aber schon seit einigen Monaten in der Residenz falsche Banknoten blicken lassen; die Regierung war aufmerksam geworden, und hatte einigen vertrauten Männern, unter andern dem alten Landsberg, aufgetragen, die Quelle dieses Uebels auszukundschaften, und, bei dem geringsten Argwohne, mit Hilfe der Polizei die strengsten Untersuchungen anzustellen. Der Kaufmann Herz, den Julius genannt hatte, war seit Kurzem schnell reich geworden; dies machte ihn verdächtig. Landsberg benachrichtigte die Polizei von diesem Verdachte, drang um Mitternacht unvermuthet in des Kaufmanns Wohnung, ließ ihn bewachen, und vom Boden bis zum Keller Alles mit großem Gepolter durchsuchen. Aber es fand sich durchaus nichts; vielmehr erhellte aus des Mannes Büchern,

daß er blos durch Fleiß, Ordnung und einige wohlgelungene Spekulationen seinen Wohlstand vermehrt hatte. Landsberg bezeigte ihm seine Achtung und sein Bedauern über den Schrecken, den er ihm verursacht, erklärte ihm auch, es sei auf Veranlassung der falschen Banknote geschehen, die er seinem Sohne verwechselt habe. Der Kaufmann betheuerte, der junge Herr habe nie Geld bei ihm gewechselt, und Landsberg stand mit tiefer Beschämung, im Namen seines Sohnes, vor dem redlichen, gekränkten Manne. Er wußte sich kaum zu fassen, eilte heim, ließ noch in derselben Nacht Julius wecken, vor sich kommen, und empfing ihn mit gerechtem Unwillen.

Der Jüngling, dessen Herz nicht verhärtet war, bekannte jetzt ohne Umschweife. Es thue ihm in der Seele wehe, sagte er, aber wie hätte er glauben können, daß eine so unbedeutende Lüge — — »Keine Lüge ist unbedeutend!» fuhr ihn der Vater an, »danke Gott, wenn diese keine schlimmere Folgen hat, als deine Schande.»

Leider hatte sie noch andere, noch weit schrecklichere Folgen. Des Kaufmanns geliebte Gattin lag seit einigen Tagen in den Wochen. Der Schrecken, den der nächtliche Ueberfall ihr verursachte, zog ihr ein heftiges Fieber zu, an dem sie starb. Sie ließ einen trostlosen Gatten mit fünf Waisen zurück. Das zerknirschte den Lügner, der, in Thränen der Reue sich badend, seinem Vater zu Füßen stürzte

und schwur: es solle nie wieder die kleinste Unwahrheit seine Lippen beflecken.

»O!« rief Landsberg schmerzlich, »du hast dieses späte Bekenntniß theuer erkauft. Wenn du mein Sohn bist, so wird der Schatten dieser edlen, ermordeten Frau dich bis zum Grabe umschweben.« Ja, so war es auch. Julius ging tiefsinnig umher, fand nirgend Ruhe und sann Tag und Nacht auf Mittel, sein Vergehen wieder gut zu machen. Er stand seit einiger Zeit mit einem der liebenswürdigsten Mädchen in Verbindung, der Tochter eines angesehenen Mannes, die er liebte und zu ehelichen hoffte; jetzt aber, da auch die Liebe sein Gewissen nicht beschwichtigen konnte, trat er eines Tages muthig vor seinen Vater, sprechend: »Vater, würden Sie nichts dagegen haben, wenn ich eines Kaufmanns Tochter heirathete?« Landsberg, der seine Verbindung kannte und billigte, stutzte bei dieser Frage. Doch als er vernahm, daß Julius die Tochter des Kaufmann Herz meine, die weder durch Schönheit, noch Geist, noch Geburt sich auszeichnete, da errieth er das Gefühl, welches diesen Vorsatz seinem Sohne eingeflößt, umarmte ihn gerührt, und sagte: »Geh, ich bin's zufrieden.« Auf der Stelle ging Julius und ließ bei dem alten Herz sich melden, der ihn mit sichtbarem Widerwillen empfing. »Ich komme,« sagte Julius, »um wieder gut zu machen, was meine Unbesonnenheit verbrochen.« Mit einem bittern, schmerzlichen Lächeln fragte der Kauf-

mann: »Wieder gut machen? Wie das?« Julius machte seinen Antrag. Das überraschte den Alten. Der Sohn des reichen Landsberg, der überdies ein braver Jüngling war, wenn er nur nicht log — eine solche Verbindung hatte die Tochter des Kaufmann Herz nicht erwarten dürfen. Sie wurde geschlossen, und Julius, der ein Opfer seines Herzens gebracht hatte, beruhigte jetzt sein Gewissen durch den Zuspruch: »Ich habe als ein ehrlicher Mann Alles wieder gut gemacht.«

Allein er wurde bald gewahr, daß die bösen Folgen einer Lüge sich nicht immer wieder gut machen lassen. Freilich war es sichtbar, daß der alte Herz über eine so glänzende Versorgung seiner Tochter Mariane sich freute, aber der Wurm an seinem Herzen nagte darum doch immer fort. Er hatte seine Frau unaussprechlich geliebt. Beide waren blutarm gewesen, als sie sich geheirathet, hatten sich wohl knapp, doch fröhlich geholfen, hatten durch vereinten Fleiß die ersten Thaler erworben, sie jeden Abend mit einander überzählt, und Plane zum fernern Fortkommen entworfen. Auch dann noch, als die ersten wenigen Thaler schon zu Tausenden angewachsen waren, ging Herz noch immer an jedem Abende zu seiner Frau, und blieb eine Stunde oder zwei mit ihr allein, theilte jede Freude über das Gelungene, jede Hoffnung für das Künftige, berieth sich mit der verständigen Hausfrau, und befand sich so wohl dabei! — Auf diese Weise hatte nicht die Liebe allein, sondern auch

die Gewohnheit — die oft noch mächtiger iſt, als die Liebe — ein Band geknüpft, das, wenn es zerriſſen wurde, beider Herzen Verblutung nach ſich ziehen mußte. Wenn Abends die Stunde kam, in der Herz gewohnt geweſen, zu ſeiner Frau zu gehen, ſo überfiel ihn eine Angſt, die ſeine Kinder leider nicht zu mildern vermochten. Dann ſaß er ſtumm in einem Winkel mit gefalteten Händen, und ſah ſtarr vor ſich hin, oder er ging hinaus auf den Kirchhof, das Wetter mochte ſein, wie es wollte. Dort ſaß er eine Stunde auf dem Grabe ſeiner Frau, und ſuchte ſich einzubilden, daß er noch, wie vormals, ſeine Sorgen mit ihr theile.

Dieſer Gang nach dem Kirchhofe gewährte ihm noch die meiſte Beruhigung. Allein der Spätherbſt kam, und ſein Alter konnte die Beſchwerden der rauhen Witterung nicht ertragen. Eines Abends hatte er auf dem geliebten Grabe ſich eine ſtarke Verkältung zugezogen, kränkelte einige Tage, mußte ſich zu Bette legen, ſah gleichgiltig die Annäherung des Todes, und ſtarb, minder von der Krankheit aufgerieben, als aus Lebensüberdruß.

Julius wurde ein redlicher Vater der nun verwaiſten Kinder, aber das konnte er ſich nicht verhehlen, daß dieſe Familie noch vereint und glücklich lebe nwürde, wenn er nicht aus falſcher Scham ſeinen Vater belogen hätte. »Es läßt ſich nicht Alles wieder gut machen!« ſeufzte er laut, und kämpfte gegen die unheilbarſte Schwermuth, die des Gewiſſens.

Mariane, seine Gattin, empfand den tiefsten Kummer über den Tod ihres Vaters. Um sie und sich selbst zu zerstreuen, machte er kleine Reisen mit ihr, unter andern eine zu demselben Jahrmarkte nach Lindenheim, den er vor einigen Jahren als ein froher Jüngling besuchte. Als sie an die Stelle kamen, wo er dem Fremden aus bloßem Muthwillen den unrechten Weg gezeigt, fiel ihm zum ersten Male diese Lüge auf das Herz. Er wollte seiner Frau die Anekdote erzählen, aber die Scham verschloß ihm den schon geöffneten Mund. Hoffentlich, dachte er, ist diese Strafe die einzige jenes Uebermuths.

Auf dem Jahrmarkte gab es wie immer viel Gewühl, viel zu schauen, viel zu verkaufen. Das junge Ehepaar schlenderte den ganzen Tag aus einer Bude in die andere, und fand wirklich Zerstreuung unter den tausend fremden Menschengesichtern. Ermüdet hatten sie einst den Abend sich an der Wirthstafel unter mancherlei Gästen gelagert, da wurden — wie an solchen Tafeln zu geschehen pflegte — allerlei Kleinigkeiten feil geboten, unter andern kleine Körbchen, sehr niedlich von Papier geflochten. Bei ihrem Anblicke fühlte Julius plötzlich einen scharfen Stich im Herzen, denn sie erinnerten ihn an Anton, der schon als Knabe sehr geschickt in solcher Arbeit war. »Wer hat die Körbchen gemacht?« fragte er hastig.

»Dort sitzt er an der Thür,« antwortete sein Nachbar, »ein junger Invalide, dem beide Beine abgeschossen wur-

den, und der sich bis jetzt auf diese Weise einen kümmerlichen Bissen Brot erwirbt.»

Julius schlug die Augen auf, erkannte seinen Spielkameraden, stürzte hin zu ihm, und schloß ihn weinend in seine Arme, zum großen Erstaunen des Invaliden und aller Anwesenden. Der arme Anton blieb nicht lange in Zweifel. Die Züge des jungen Mannes, der einst sein Bruder gewesen, hatten sich mit greller Stärke in sein Gedächtniß gegraben; unwillig entzog er sich dessen Umarmung. Aber Julius ließ nicht nach, und seine Freude, wie seine Reue waren so ungekünstelt, daß der gute Anton sich bald bewegen ließ, mit seinen Krücken ihm nachzuhinken. Julius führte ihn auf sein Zimmer, drückte ihn noch einmal mit Ungestüm an sein Herz, schaffte alle Erquickungen herbei, die der Wirth vorräthig hatte, und bat ihn dann mit freundlicher Wehmuth, ihm seine Geschichte zu erzählen.

»Ach!» sagte Anton, »die ist kurz. Nachdem du mich durch eine häßliche Lüge aus deines guten Vaters Hause vertrieben hattest — (Julius schlug, vor Scham glühend, die Augen nieder) — schweifte ich einige Tage in der Gegend umher. Der Hunger trieb mich unter die Werber. Ich habe drei Feldzüge mitgemacht. Wie es mir ergangen ist, siehst du wohl.» Er sah dabei auf seine hölzernen Beine und seufzte tief; Julius stand zerknirscht vor ihm. »Das ist der Sohn des Mannes, dem mein Vater sein Glück, dem

ich selbst meinen Wohlstand verdanke! Den hab' ich durch eine schändliche Lüge in die weite Welt gejagt! Der ist durch mich zum Krüppel geworden!» — Solche Gedanken zerrissen sein Herz. »Vergib mir, mein guter Anton!» stammelte er, »ich will ersetzen, was ich vermag.»

Ersetzen? murmelte Anton, und blickte wieder auf seine hölzernen Beine. — »Komm zu mir,» fuhr Julius fort, theile mit mir, was ich habe! Sei wieder mein Bruder, wie vormals!»

Gern nahm der arme Invalide zwar den Vorschlag an, denn seine Papierkörbchen nährten ihn kümmerlich; aber, was auch Julius für ihn thun konnte und wollte — und er wollte es wahrlich von Herzen — die abgeschossenen Füße konnte er ihm doch nicht wieder geben! Anton war und blieb ein Krüppel.

Am andern Tage kaufte Julius für ihn eine bequeme in Federn hängende Kalesche, um den Wiedergefundenen, der an schlecht geheilten Wunden oft noch litt, so sanft als möglich heimzuführen. Diese Anstalten verzögerten seine Abreise, und aus langer Weile wollte Mariane, des Jahrmarkts-Getümmels bereits müde, noch einige Merkwürdigkeiten der Stadt besehen. Zu diesen gehörte auch ein Hospital, das mit großer Sorgfalt unterhalten wurde. Am Arme ihres Gatten ging sie durch die Krankenstube, freute sich der reinlichen Betten, und theilte mit wehmüthi-

gem Vergnügen einige Wohlthaten aus. Dann besuchte sie die Blinden in einem andern Flügel des Hauses, die, nach dem Muster des vortrefflichen Pariser-Instituts, dort den köstlichsten Sinn entbehren lernten. Auf dem Rückwege mußte sie über eine Gallerie gehen, wo sie in einem offenen Zimmer eine sehr schöne junge Frau mit zerstreuten Haaren sitzen sah, die eben diese Haare beständig in Zöpfe flocht, wieder aufdrehte und abermals flocht.

Neugierig blieb Mariane stehen und fragte den Führer, was das zu bedeuten habe? — »Ach!« sagte er, die arme junge Person ist wahnsinnig.« Erschrocken klammerte sich Mariane an ihren Mann, und wollte schnell vorübergehen, allein der Führer versicherte, sie habe nichts zu fürchten, die Unglückliche thue Niemanden etwas zu Leide. Ja, anfangs habe sie geraset, man habe sie binden, auch wohl peitschen müssen; aber nun, seitdem sie Gesellschaft habe, sei sie fromm wie ein Kind.

»Welche Gesellschaft?« fragte Julius.

»Treten Sie hinein,« antwortete der Führer, »Sie werden eine der interessantesten, wiewohl der traurigsten Geschichten vernehmen.«

Die Fremden traten hinein und gewahrten nun, in einer Ecke sitzend, einen bleichen, hagern, jungen Mann, der aus hohlen Augen vor sich hinstarrte, und ihrer nicht zu achten schien.

»Iſt der auch wahnſinnig?« flüſterte Julius dem Führer zu.

»O nein, nur ſehr unglücklich! er hat ſich blos hieher begeben, um diejenige zu bedienen, die minder unglücklich iſt, als er, weil ſie ihren Zuſtand nicht kennt.«

Mariane faßte ſich ein Herz, trat der armen Wahnſinnigen näher und fragte ſanft: »Was machen Sie da?«

Die junge Frau grinſte Marianen freundlich an: »Ich putze mich,« ſagte ſie, »ich putze mich für meinen Mann; heute wird er kommen.«

Marianens Augen füllten ſich mit Thränen. Sie wünſchte die Geſchichte der Leidenden zu wiſſen, und auf die Verſicherung des Führers, daß der junge Mann ſie wohl bisweilen erzähle, wenn er durch Theilnahme erweicht werde, wandte ſich Julius an den Unglücklichen, redete ihn an, und bat ihn mit dem ſanfteſten Ausdrucke der Empfindung, den Urſprung dieſes Elends ihm und ſeiner Gattin mitzutheilen. Anfangs blickte der Mann ihn wild an, und ſchien ſeine Bitte nicht zu achten; als er aber Marianen weinen ſah, da betrachtete er ſie lange ſchweigend, ſeine Wildheit ging in Schwermuth über, und auch ihm rollten ein Paar große Thränen über die Wangen.

»Mein Vater,« hub er an, »war hier ein bemittelter Kaufmann. Er verlor meine Mutter früh. Einige Jahre

nachher wollte er sich wieder mit einem Frauenzimmer verbinden, das er liebte, und von dem er herzlich wieder geliebt wurde; allein sie war von einem eigensinnigen Oheim abhängig, der einen alten Groll gegen meinen Vater hegte, und seine Einwilligung hartnäckig versagte. Länger als ein Jahr boten die Liebenden Alles auf, um jenen Groll zu vertilgen, aber vergebens. Indessen rückte die Zeit heran, wo das Frauenzimmer mündig, der Gewalt ihres Oheims und Vormundes entzogen werden sollte. Beide Liebende erwarteten diesen Zeitpunkt mit Ungeduld, doch ehe er noch eintrat, entführte der Alte seine Nichte, Niemand wußte wohin.

»Mein Vater war in Verzweiflung. Er forschte unaufhörlich nach dem Aufenthalt seiner Geliebten, er unternahm selbst eine lange Reise in dieser Absicht, doch all sein Forschen blieb fruchtlos.

»Kurz vor ihrem Verschwinden hatte er ein Findelkind bei sich aufgenommen, ein liebes Mädchen, das ich Schwester nannte. Wir wuchsen mit einander auf, und mein Vater theilte seine Liebe zwischen uns beiden.

»So viel wußte ich von seiner Geschichte, als ich, um die Handlung zu erlernen, mich in die Residenz begab, und nach fünf Jahren Buchhalter in einem guten Hause wurde. Hier trat eines Tages keuchend ein Bote zu mir herein, meldete mir, daß mein Vater vom Schlage gerührt

sei, daß er die Annäherung seines Todes fühle, und mich dringend bitten lasse, auf der Stelle zu ihm zu eilen, weil er mir noch etwas Wichtiges zu entdecken habe, woran die Ruhe seiner Sterbestunde hänge. Ich warf mich hastig auf ein Pferd und flog zum Thore hinaus. Als Knabe hatte ich diesen Weg nur einmal gemacht, es war daher kein Wunder, daß ich stutzte, als ich an eine Stelle kam, wo die Landstraße sich theilte. Mich ergriff der ängstliche Gedanke, es sei möglich, daß ich den falschen Weg erwählen, und dadurch die kostbarsten Augenblicke verlieren könne. Als ich aber eben in dieser ängstlichen Minute einen wohlgekleideten Reiter kommen sah, so verschwand meine Besorgniß. Ich bat ihn höflich und dringend, mir den rechten Weg nach Lindenheim zu zeigen. Er selbst mußte ihn wissen, denn, da es hier nicht mehr als zwei Straßen gab, so kam er entweder gerades Weges aus meiner Geburtsstadt, oder die andere Straße mußte die rechte sein. Das Erste war der Fall, wie sich nachher ergab; allein der Unmensch trieb den grausamsten Muthwillen mit mir, und zeigte mir den falschen Weg.

Julius erblaßte. »Wann war das?« fragte er den Erzähler stotternd.

„Vor drei Jahren um dieselbe Zeit. Ich war wohl schon zwei Stunden auf dem Irrwege fortgeritten, ohne manchen mir begegnenden Wanderer zu fragen; denn eine solche Frage hätte mich nur aufgehalten, und wie konnte

ich vermuthen, daß ein Mensch so schlecht gewesen, die einfachste, leichteste Pflicht der Menschenliebe zu verhöhnen?

Julius hielt mit zitternder Hand sein Schnupftuch vor das Gesicht.

»Endlich,« so fuhr der Erzähler fort, »kam ich an ein mir unbekanntes Städtchen, und wurde meinen Irrthum gewahr. Den bösen Schalk verfluchend kehrte ich stracks um, und spornte mein Pferd aus allen Kräften. Es war mit Schaum bedeckt, als ich spät in der Nacht vor meines Vaters Hause ankam. Ach! es war zu spät! Wenige Stunden vorher hatte er den gequälten Geist aufgegeben, und seine letzten Worte waren eine Frage nach mir!

»Als die ersten schmerzvollen Tage überstanden waren, untersuchte ich emsig alle seine Papiere, um eine Spur des Geheimnisses zu entdecken, welches er mir noch hatte vertrauen wollen; allein umsonst. Da ich die Geschäfte alle in der besten Ordnung fand, so meinte ich, es müsse blos eine persönliche Angelegenheit, etwa irgend ein Unrecht wieder gut zu machen, gewesen sein, und in dieser Vermuthung gab ich den Armen reichlich.

»Babet, das nun durch meines Vaters Tod zum zweiten Male verwaiste Findelkind, war seit meiner Abwesenheit so schön und liebenswürdig geworden, und hing noch immer mit so schuldloser Liebe an mir, daß ich sogleich beschloß, sie zu meinem Weibe zu nehmen, um so

mehr, da ich meines Vaters Zärtlichkeit für sie gekannt, und vermuthen durfte, daß, wenn sein Schatten uns umschwebe, diese Verbindung ihn freuen werde; ja, ich hegte gern den Gedanken, daß er vielleicht gerade deshalb so sehr gewünscht, mich noch zu sprechen, um mir Babet zur Gattin zu empfehlen.

»Auch ihr schmeichelte diese Vorstellung. Wir verbanden uns, und lebten ein halbes Jahr so glücklich mit einander, so glücklich —

Hier unterbrachen Thränen seine Worte, er mußte sich sammeln, ehe er weiter reden konnte. — Julius schien auf einer glühenden Lava zu stehen. — Der bleiche junge Mann fuhr fort: »Ein Brief aus Nord-Amerika zertrümmerte in einem Augenblicke dieses stille Glück. Er war von der vormaligen Geliebten meines Vaters geschrieben, — nicht von seiner Geliebten, — von seiner Gattin, mit der er ein ganzes Jahr heimlich vermählt gewesen. Sie meldete ihm, daß endlich ihr grausamer Oheim gestorben; und wie er sie viele Jahre in einem Winkel von Louisiana verborgen, und wie er einen dortigen Pflanzer ihr zum Gatten aufdringen wollen; aber sie sei ihrem Schwur und ihrer Liebe stets treu geblieben, — dasselbe hoffe sie von dem geliebten Manne — nun sei sie endlich frei und im Begriffe nach Europa zurückzukehren — freilich sei sie alt geworden, und werde ihm nicht mehr so reizend erscheinen, wie in jenen glücklichen Tagen der Jugend und Liebe;

aber ſie lebe der frohen Ueberzeugung, daß das Kind, welches ſie ihm geboren, ihre Babet, das Bild der Mutter in des Vaters Herzen ſtets erneuern werde. — Erlaſſen Sie mir das Uebrige! — Sie ſehen hier die Folgen dieſes Briefes — ich war der Gatte meiner Schweſter! ich mußte mich von ihr trennen — leider war mein Kopf ſo ſtark, daß er das Schrecklichſte ertrug, ohne verwirrt zu werden; — der ihrige unterlag! denn zu der grenzenloſen Liebe für mich, der ſie entſagen ſollte, geſellte ſich auch noch ihre ſchüchterne Frömmigkeit — ſie glaubte, ein ungeheures Verbrechen, obſchon unwiſſend, begangen zu haben — ſie fiel in Raſerei — man mußte ſie binden — man mußte meine ſanfte Babet durch gewaltſame Mittel bändigen; nur wenn ſie mich erblickte, wurde ſie ſtill und ruhig, obgleich ſie mich nicht kannte, und nie wieder erkannt hat! Dieſe mehrmals wiederholte Erfahrung beſtimmte mich, ihre traurige Wohnung zu theilen. Es iſt das einzige, was ich für ſie thun kann, und ich will es thun, bis Gott ſie oder mich abruft.

»Bald wird auch ihre Mutter eintreffen — welch ein neues Schauſpiel des Jammers erwartet mich dann! — O daß der Unmenſch Zeuge davon ſein könnte, der durch eine einzige muthwillige Lüge all dieſes namenloſe Elend über uns gebracht hat! Er ſei verflucht! und möge Gott ihm lauter wahnſinnige Kinder geben, die, täglich ihn angrinſend, meine arme Babet furchtbar rächen!

Hinweg von dem traurigen Bild des hart bestraften Lügners! Die Folgen dieses Lasters sind nicht immer so schrecklich, oft nur lächerlich; sie schaden nicht immer Andern, oft nur dem Lügner selbst.

In Köln lebte ein Mann, Namens Dietrich Schwarz, der eine hübsche Tochter und ein großes Vermögen hatte. Er war aber kein Nachkömmling von dem berüchtigten Berthold Schwarz, der, vor fast fünfhundert Jahren, dort zum Verderben der Menschheit das Pulver erfand, sondern er war aus Sachsen gebürtig, schon in seiner Jugend in die Fremde gezogen, und hatte durch Fleiß und Glück seinen Wohlstand begründet.

Zwei seiner Brüder lebten noch in Sachsen, arme aber redliche Männer, und obgleich Herr Dietrich Schwarz die Heimath nie wieder besucht hatte, so hing er doch noch immer mit großer Liebe an seinen Verwandten, wie die braven Sachsen gewöhnlich zu thun pflegen. Regelmäßig schrieb er jährlich zweimal nach Hause, meldete, was ihm Merkwürdiges begegnet, und empfing dagegen den Bericht von Allem, was in der Familie vorgefallen, wurde auch fleißig zu Gevatter gebeten.

Jeder seiner Brüder hatte einen Sohn, Christoph hieß der eine, Karl der andere dieser Söhne, beide waren

des reichen Oheims Pathen, und verfehlten nicht, an jedem Neujahrstage ein Gratulationsschreiben zu übersenden, wogegen er auch zu ihrer Erziehung mit manchem Goldstück herausrückte, und sich freute zu hören, daß beide ein Paar geschickte Jünglinge geworden.

Seine Tochter, Ernestine, hatte nun das sechzehnte Jahr erreicht, und es meldeten sich manche Freier; allein er hatte beschlossen, daß sie einen ihrer Vettern heirathen solle — wenn er anders ihrer würdig sei — damit sein erworbenes Vermögen in der Familie bleiben möchte. Um aber zu erforschen, ob einer dieser Vettern, und welcher das Glück verdiene, Ernestinens Gemahl zu werden, fing er es schlau genug an, ob er gleich das Pulver nicht erfunden hatte. Zuerst machte er seine Brüder mit seinem Vorhaben bekannt. Beide stimmten fröhlich ein und strichen ihre Söhne um die Wette heraus.

»Ernestine kann aber doch nur Einen heirathen,« antwortete Dietrich Schwarz, »darum begehre ich von euch, daß ihr sie beide auf meine Kosten zu mir sendet, damit wir das Aussuchen haben. Weil aber beide noch sehr jung sind, und zum ersten Male in die Welt gucken, so will ich nicht, daß sie die weite Reise ohne alle Aufsicht unternehmen, sondern ich werde meinen vertrautesten Handlungsdiener, den Herrn Lange, schicken, einen Mann bei Jahren, der sich viel in der Welt herumgetrieben und

überall Bescheid weiß; der wird sie sicher zu mir geleiten. Er soll gegen Ostern bei euch eintreffen.»

Diese Nachricht verursachte in der Schwarz'schen Familie eine große Bewegung. Es wurden neue Kleider gemacht, die Mütter und Schwestern nähten neue Wäsche, und verabsäumten nichts, um ihre Söhne und Brüder so herauszustaffiren, daß sie als Brautwerber mit Ehren jenseits des Rheins auftreten könnten. Die beiden Jünglinge selbst hegten sehr verschiedene Gedanken und Empfindungen. Beide hielten es für ein großes Glück, wenn sie die schöne, reiche Cousine heimführen könnten, nur mit dem Unterschiede, daß der schüchterne Karl es kaum zu hoffen wagte, der kecke Christoph hingegen es halb und halb für unmöglich hielt, daß die Wahl nicht ihn treffen sollte. Wahr ist's, er wußte zu schwatzen und seine Kenntnisse geltend zu machen, auch manche, die er nicht besaß; er streute den Leuten Sand in die Augen, und konnte mit einer edlen Unverschämtheit lügen, als ob es gedruckt wäre. Im Grunde war seine Gestalt minder angenehm, als die seines Vetters, aber er kleidete sich geschmackvoll und hatte besser tanzen gelernt.

Karl wußte viel, und was er wußte, gründlich, konnte es aber nicht recht von sich geben, und wenn sein Vetter der Kreuz und Quer über Dinge schwatzte, die ihm gänzlich unbekannt waren, so schwieg er hingegen nur zu

des reichen Oheims Pathen, und verfehlten nicht, an jedem Neujahrstage ein Gratulationsschreiben zu übersenden, wogegen er auch zu ihrer Erziehung mit manchem Goldstück herausrückte, und sich freute zu hören, daß beide ein Paar geschickte Jünglinge geworden.

Seine Tochter, Ernestine, hatte nun das sechzehnte Jahr erreicht, und es meldeten sich manche Freier; allein er hatte beschlossen, daß sie einen ihrer Vettern heirathen solle — wenn er anders ihrer würdig sei — damit sein erworbenes Vermögen in der Familie bleiben möchte. Um aber zu erforschen, ob einer dieser Vettern, und welcher das Glück verdiene, Ernestinens Gemahl zu werden, fing er es schlau genug an, ob er gleich das Pulver nicht erfunden hatte. Zuerst machte er seine Brüder mit seinem Vorhaben bekannt. Beide stimmten fröhlich ein und strichen ihre Söhne um die Wette heraus.

»Ernestine kann aber doch nur Einen heirathen,« antwortete Dietrich Schwarz, »darum begehre ich von euch, daß ihr sie beide auf meine Kosten zu mir sendet, damit wir das Aussuchen haben. Weil aber beide noch sehr jung sind, und zum ersten Male in die Welt gucken, so will ich nicht, daß sie die weite Reise ohne alle Aufsicht unternehmen, sondern ich werde meinen vertrautesten Handlungsdiener, den Herrn Lange, schicken, einen Mann bei Jahren, der sich viel in der Welt herumgetrieben und

überall Bescheid weiß; der wird sie sicher zu mir geleiten. Er soll gegen Ostern bei euch eintreffen.»

Diese Nachricht verursachte in der Schwarz'schen Familie eine große Bewegung. Es wurden neue Kleider gemacht, die Mütter und Schwestern nähten neue Wäsche, und verabsäumten nichts, um ihre Söhne und Brüder so herauszustaffiren, daß sie als Brautwerber mit Ehren jenseits des Rheins auftreten könnten. Die beiden Jünglinge selbst hegten sehr verschiedene Gedanken und Empfindungen. Beide hielten es für ein großes Glück, wenn sie die schöne, reiche Cousine heimführen könnten, nur mit dem Unterschiede, daß der schüchterne Karl es kaum zu hoffen wagte, der kecke Christoph hingegen es halb und halb für unmöglich hielt, daß die Wahl nicht ihn treffen sollte. Wahr ist's, er wußte zu schwatzen und seine Kenntnisse geltend zu machen, auch manche, die er nicht besaß; er streute den Leuten Sand in die Augen, und konnte mit einer edlen Unverschämtheit lügen, als ob es gedruckt wäre. Im Grunde war seine Gestalt minder angenehm, als die seines Vetters, aber er kleidete sich geschmackvoll und hatte besser tanzen gelernt.

Karl wußte viel, und was er wußte, gründlich, konnte es aber nicht recht von sich geben, und wenn sein Vetter der Kreuz und Quer über Dinge schwatzte, die ihm gänzlich unbekannt waren, so schwieg er hingegen nur zu

oft über Dinge, die er sehr wohl kannte. Auch wußte er selbst recht gut, daß er sich in Gesellschaften ein wenig linkisch benahm, und daß seine Verbeugungen nicht zu den zierlichen gehörten. Dieses Bewußtsein machte ihn noch verlegener, noch stummer, und so war es denn kein Wunder, daß Manche ihn einen ehrlichen Simpler nannten.

»Ach!« dachte er, »wenn mein Oheim einen guten Schwätzer und meine Cousine einen guten Tänzer begehrt, so kommt die Reihe nicht an mich. Doch es geschehe, was da wolle, meines Vetters Glück will ich nimmer beneiden.«

Mit großem Verlangen sahen beide Jünglinge dem Osterfeste entgegen, und so oft der Postwagen von Leipzig ankommen sollte, fand man sicher beide auf der Landstraße, den angemeldeten Herrn Lange erwartend. Er kam endlich. Es war aber Herr Dietrich Schwarz in eigener Person. Nämlich, er hatte klüglich berechnet, daß die beiden jungen Leute, wenn sie nach Köln zu ihm kämen, nur ihre schönsten Seiten herauskehren würden, und er folglich doch kein richtiges Urtheil über ihre Charaktere fällen könnte. Auf einem Postwagen hingegen, auf einer Reise von fünfzig Meilen, da hätte es mit dem Henker zugehen müssen, wenn er sie nicht vollkommen entziffert hätte. Darum beschloß er, die Rolle des Herrn Lange selbst zu übernehmen, und kam am grünen Donnerstage mit seinen eigenen Kreditiven wohl versehen.

Christoph und Karl machten bereits auf der Landstraße seine Bekanntschaft. Jener versicherte ihn, er habe schon drei Nächte in einem Dorfe geschlafen, wo der Postwagen durchfahren müsse, um ja das Vergnügen nicht zu versäumen, ihn zuerst willkommen zu heißen. Karl schwieg, denn er war kaum seit einer halben Stunde mit seinem Vetter aus dem Thore gegangen, und wollte ihn doch nicht Lügen strafen.

Herr Lange stieg aus und schlenderte vollends zu Fuße mit seinen neuen Bekannten nach der Stadt. Christoph erkundigte sich nach des Oheims Befinden, ob er noch so sehr rüstig sei? Wie viel er wohl im Vermögen habe? Ob er gleich nach der Hochzeit mit dem Gelde herausrücken werde? Oder ob man seinen Tod erst abwarten müsse? in welchem Falle er lieber gar nichts von ihm haben wolle, denn er empfinde bereits eine Zärtlichkeit für ihn, als ob er sein rechter Vater sei. Im Grunde werde er ihm ein kleines Opfer bringen, weil schon manches schöne reiche Mädchen in seiner Vaterstadt die Augen auf ihn geworfen.

Karl sagte weiter nichts, als: der Oheim muß wohl ein rechter braver Mann sein, weil er seine Familie so großmüthig bedenkt.

Herr Lange hörte und sah mit allen seinen Augen und Ohren. Beide Neffen hatten ihn in die Mitte genom-

men. Er maß mit Seitenblicken bald dieſen, bald jenen, und freute ſich ingeheim über die beiden ſtattlichen Jünglinge. Weder ſein Herz noch ſeine Vernunft trafen eine vorläufige Wahl; doch wenn er ſich auf ſein Gewiſſen befragte, welcher ihm am beſten gefalle? ſo ſchien es doch, als gäbe er dem muntern, geſchwätzigen Chriſtoph den Vorzug. Allein davon ließ er ſich vor der Hand nichts merken, ja, er beſaß ſogar Stärke genug, alle die heftigen Empfindungen der fröhlichſten Wehmuth zu unterdrücken, die ihn, nach einer mehr als dreißigjährigen Abweſenheit, beim Anblicke ſeiner Vaterſtadt, noch mehr beim Wiederſehen ſeiner Brüder, ergriffen. Er gab ſich auch ihnen nicht zu erkennen, wohl einſehend, daß die väterliche Liebe ſie leicht verleiten könne, den Söhnen zu verrathen, was er im Schilde führte.

Bei Chriſtoph's Vater forſchte er vor allen Dingen, ob der Sohn nicht etwa ſchon in irgend einer Verbindung mit einem andern Frauenzimmer ſtehe? weil, nach deſſen Aeußerungen, es nur von ihm abhing, eine der vortheilhaften zu ſchließen. Der Vater betheuerte hingegen, Chriſtoph ſei erſt vor wenigen Monaten von der Univerſität zurückgekommen, und kenne nicht ein einziges Frauenzimmer in der ganzen Stadt. Das fiel dem Oheim auf. Gleich am erſten Abend bei der Mahlzeit war es auch ſchon kund geworden, daß er keineswegs drei Tage in einem Dorfe zugebracht, um ihn zu erwarten. Alſo ſchon die zwei Lügen! Darüber ſchüttelte der Alte bedenklich den Kopf.

»Ich bin gar nicht verlegen um eine Versorgung,« hatte Christoph auch zu ihm gesagt, »denn unser Fürst bemerkt mich allergnädigst, und zeichnet mich bei jeder Gelegenheit aus. Noch neulich, als ich mit meiner Schwester Annchen dem Exerziren beiwohnte, hat er mich sehr freundlich angeredet.« Der junge Herr berief sich dabei auf Annchen, ein munteres, naives Mädchen, die eben mit ihrem Strickzeug am Fenster saß. »O ja,« sagte sie lachend, »der Fürst hat dich angeredet. Geh' Er doch in's Teufels Namen aus dem Wege! die Husaren werden Ihn ja überreiten.«

Der Oheim lächelte. »Nun freilich,« äußerte Christoph etwas verlegen, »Se. Durchlaucht waren besorgt um mich.«

Aus diesen kleinen Vorfällen schloß Dietrich Schwarz, daß er auf seiner Hut sein müsse, um nicht durch Christoph's angenehme Eigenschaften geblendet zu werden.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen, während dem in der Familie, dem Abgesandten des Bruders zu Ehren, wacker geschmauft worden war, setzte sich Herr Lange mit den beiden, seiner Obhut anvertrauten Gefährten auf den Postwagen und reiste unter Segenswünschen ab. Christoph flüsterte seiner Schwester noch in's Ohr: »Be-

ſtelle dir nur zeitig bei unſerm Stadt-Poeten ein Hochzeitsgedicht in Stanzen!» Karl aber ſagte zu der ſeinigen: »Lache mich nur nicht aus, wenn ich ohne Frau nach Hauſe komme!»

Des Oheims Beſtreben ging auf der Reiſe hauptſächlich dahin, die jungen Leute ſchwatzen zu laſſen, um ihre Geſinnungen zu erforſchen, ohne über irgend einen Punkt ſeine eigenen zu verrathen. Er ſtellte ſich vielmehr etwas einfältig, damit ſie nicht ſcheu gegen ihn würden. Dennoch ſprach Karl bei weitem nicht ſo viel, als Herr Lange gewünſcht hätte; indeſſen, was er ſprach, war verſtändig und wahrhaft. Chriſtoph hingegen plauderte unaufhörlich, unterhielt durch Witz und Laune, nahm es aber mit der Wahrheit nicht genau. Die Elbe drohte in dieſem Frühjahre weit auszutreten; das gab ihm Veranlaſſung, ſich zu rühmen, daß er ein vortrefflicher Schwimmer ſei, und noch im vorigen Jahre bei Meiſſen ein Kind aus dem Waſſer gerettet habe. Er berief ſich dabei, nach ſeiner Gewohnheit, auf das Zeugniß ſeines Vetters, der das Faktum zwar nicht bekräftigte, aber doch ſchwieg — und Chriſtoph wußte wohl, daß er ſchweigen würde. Der Oheim freute ſich im Stillen dieſer edlen That, und dachte, der junge Menſch iſt ein Windbeutel, aber das wird ſich geben, er iſt brav.

Seine gelehrten Kenntniſſe verſtand der Alte nicht zu prüfen; da aber Chriſtoph einigemal Verſe aus dem

Virgil zitirte, und versicherte, diesen Dichter so gut zu verstehen, als ob er Gellert's Fabeln läse, so machte sich Herr Schwarz auch von seinen Kenntnissen große Begriffe.

Gelegentlich hatte der angebliche Herr Lange geäußert, er sei zum ersten Male in Norddeutschland, und weiter als bis Dresden nie gekommen. Christoph fragte: ob er nicht in Berlin gewesen sei? und auf die Verneinung dieser Frage hub er an zu erzählen, wie er vor zwei Jahren eine Reise dahin gemacht, auf dem Entenmarkte gewohnt, den Obelisk auf dem Schloßplatze bewundert, auf der Spree eine Fregatte erbauen sehen, im Thiergarten sich an den Känguruhs ergetzt, die dort so häufig herumliefen, als in Sachsen die Hasen, und was dergleichen mehr war. Der Oheim, der wirklich nie in Berlin gewesen, auch sonst eben keine großen geographischen Kenntnisse besaß, hörte dem angenehmen Schwätzer mit offenem Munde zu. Aber plötzlich erhub sich eine Stimme aus dem Hintergrunde des Postwagens, die einem alten verabschiedeten Dragoner-Hauptmann zugehörte. »Sakerment!« brüllte die Stimme, »ich bin doch selbst ein Berliner, aber von allen den Herrlichkeiten hab ich in meinem Leben nichts gehört. Ein Obelisk auf dem Schloßplatze — eine Fregatte auf der Spree — Känguruhs im Thiergarten — ich will verdammt sein, in einer Enten-Pfütze zu wohnen — denn einen Entenmarkt gibt es in Berlin

auch nicht — wenn der junge Herr nicht lauter Wind macht.»

»Ich bitte um Verzeihung,» stammelte Christoph, »der Herr Hauptmann sind vielleicht lange nicht in Berlin gewesen?»

»Seit vier Jahren nicht.»

»Nun, in vier Jahren kann sich Vieles ändern.»

Der Offizier lachte in seinen Schnurrbart und ließ es gut sein. Der Oheim aber schrieb es sich hinter das Ohr. In Leipzig, wo gerade Pferdemarkt war, forderte er den jungen Herrn auf, einen wilden Meklenburger zu besteigen, denn Christoph, der in Jena manches Philisterpferd getummelt hatte, prahlte öfter unterwegs, er sei der beste Reiter in ganz Sachsen, und fürchte sich vor keinem Bucephalus. Herr Lange freute sich, eine Gelegenheit zu finden, diese gerühmte Kunst auf die Probe zu stellen. Christoph konnte es nicht mehr ablehnen, schwang sich auf den Gaul und wurde augenblicklich so unsanft herabgeworfen, daß er einige Tage Zimmer und Bett hüten mußte. In der ersten halben Stunde schämte er sich ein wenig, weil Jedermann ihn auslachte, dann vergaß er's wieder.

Der Aufschub der Reise verursachte dem Oheim Langeweile. Er ging in einen Buchladen, begehrte ein neues

interessantes Produkt, und man gab ihm das berühmte Buch: Ansichten und Aussichten. Er las und es gefiel ihm sehr, denn der Verfasser hat es wenigstens sehr gut gemeint. Auch Christoph blätterte darin und bemerkte vor allen Dingen, daß der Verfasser sich nicht genannt habe. Als nun Herr Lange eines Abends mit warmen Lobe von diesem Buche sprach, hub Christoph mit erkünstelter Bescheidenheit an: »Ihr Lob, mein werther Herr Lange, ist so schmeichelhaft, daß ich mich nicht überwinden kann, mein hartnäckiges Schweigen länger zu behaupten. Sie sollen wissen, ich bin der Verfasser dieses Buches. Doch es bleibt unter uns. Ich wollte erst der Kenner Urtheil erlauern, und war so schüchtern damit hervorzutreten, daß ich nicht einmal meinem Vetter etwas davon gesagt habe.«

Der Oheim sah ihn mit großen Augen an. Es regten sich wohl Zweifel in seiner Seele, aber er wünschte von Herzen, es möchte wahr sein, und folglich glaubte er es auch schon halb. Karl, den er darum befragte, meinte, es sei wohl möglich, sein Vetter besitze große Talente.

»Wenn er das Buch geschrieben hat,« murmelte Dietrich Schwarz, so soll eine Menge kleiner Thorheiten ihm verziehen sein.«

Sie reisen endlich weiter. In Naumburg, wo der Postwagen etwas lange aufgehalten wurde, gab sich Herr Lange

mit einem muntern zwölfjährigen Knaben, dem Sohne des Postmeisters, ab, und ergetzte sich an dessen treffenden Antworten.

»O!« sagte der Postmeister, »er kann auch schon lateinisch.«

»Wirklich?« erwiederte Lange. »Ei, das wollen wir gleich hören. Herr Christoph Schwarz, treten Sie doch näher und examiniren den Knaben ein wenig!«

Christoph warf sich in die Brust, ließ ihn amo konjugiren und mensa dekliniren, und das ging vortrefflich. Der Oheim, der nicht ein Wort Latein verstand, hörte mit wahrer Rührung zu, und überzeugte sich von den Kenntnissen seines Neffen. Aber indessen war ein Schüler aus Sekunda hereingetreten, der Lehrer des Knaben, der den Herrn Examinator lateinisch anredete: Quove tenetis iter? — da verstummte der gelehrte Lateiner.

»Ei,« sagte Herr Lange, »so antworten Sie doch, Sie lesen ja den Virgil, als ob es Gellert's Fabeln wären.«

»Mein lieber Herr Lange,« stotterte Christoph, »es ist ein großer Unterschied zwischen dem Virgil und zwischen einem solchen Küchenlatein; das versteh' ich nicht.«

»Ich bitte um Verzeihung,« sagte der Schüler, »gerade diese Phrase: quove tenetis iter, ist aus der Aeneide des Virgil, und zwar aus dem ersten Buche entlehnt.«

»Das kann sein,« antwortete Christoph, sich verdrießlich umwendend, »im Sprechen hab ich mich nicht geübt.« — Ei, ei! dachte Herr Lange; wenn es nur mit den Ansichten und Aussichten seine Richtigkeit hat!

In Weimar war der ehrliche Dietrich Schwarz im Hause des gastfreien Bertuch bekannt. Er wurde, nebst seinen jungen Begleitern, zu einer freundlichen Thee-Gesellschaft eingeladen, wobei verschiedene Gelehrte mit berühmten Namen, Einheimische und Fremde, gegenwärtig waren. Karl saß mit stillem Entzücken im Kreise von Männern, die er so oft bewundert hatte, und lauschte Jedem die Worte von den Lippen. Selten und nie unbefragt war er so kühn, sich in das Gespräch zu mischen. Christoph hingegen schwatzte links und rechts über den Tisch hinüber, doch weil er nicht dumm schwatzte, so hatte der Oheim im Stillen seine Freude daran, zumal da er sah, daß einige der Gelehrten den kecken Neffen einer wohlwollenden Aufmerksamkeit würdigten, indessen Karl übersehen wurde. Ich muß doch den Christoph überraschen, dachte er; es wird ihnen Allen und mir Freude machen.

»Meine Herren,« sagte er laut, »ist Ihnen ein neues Büchlein bekannt, betitelt: Ansichten und Aussichten?«

»Ei freilich!« riefen Alle.

»Nun, ich habe die Ehre, in diesem jungen Manne Ihnen den Verfasser zu präsentiren.«

Ei wirklich? erscholl es von allen Lippen; und nun drängten sich die Gelehrten um den bescheidenen Anonymus, und überhäuften ihn mit Lobsprüchen, und fast hätte Karl bei sich selbst gedacht: wer doch auch so lügen könnte, wie mein Vetter!

Im ersten Augenblicke, da Herr Lange das Geheimniß verrieth, wurde Christoph blaß und roth, und das Herz klopfte ihm gewaltig. Als er aber sah, daß Alles glücklich ablief, und daß die berühmten Männer ihn nun sämmtlich als ihres Gleichen behandelten, da fand er sich sehr schnell in seine Lage, nahm mit freundlichen Verbeugungen alle die Lobsprüche in Empfang, oder lehnte sie mit schlecht erkünstelter Bescheidenheit ab.

Diese Entdeckung hatte die Folge, daß die Gelehrten um die Wette den Schriftsteller Christoph Schwarz nebst seinem Bruder und Herrn Lange zu Gaste luden, wobei wohl zu bemerken war, daß die letztern Beiden nur

unter seinen Flügeln sich einfinden durften. Auch gab es ihnen Christoph bisweilen mit einigem Lächeln zu verstehen. Dem stillen Vetter Karl war dies doch ein wenig schmerzlich, dem Oheim aber gewährte es einen köstlichen Genuß, und Alles, was er sich hinter das Ohr geschrieben hatte, verlöschte nach und nach.

Schon vier Tage hindurch hatten sie von einer wohlbesetzten Tafel zur andern sich durch den Lohnbedienten führen lassen, und überall, beim kräftigen Dufte des Rheinweins, auch den süßen Dampf des Weihrauches nicht vermißt. Auf den fünften waren sie eingeladen, und fanden diesesmal die Gesellschaft besonders zahlreich, obgleich bei ihrer Ankunft die Gäste noch nicht alle versammelt waren. Unter den schon Gegenwärtigen befand sich Einer, der mit den Grundsätzen des mehr genannten Buches nicht einstimmig dachte, obschon er dessen Verfasser alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er bat den jungen Herrn Schwarz um Erlaubniß, ihm einige Einwürfe vorzutragen, und that es mit vieler Humanität. Es hatte sich um beide sogleich ein Kreis gezogen, und so sehr auch Christoph dieser Prüfung auszuweichen suchte, betheuernd, daß er nur hinter dem Schreibtische seine Gedanken gehörig ordnen könne, so wäre es doch höchst unschicklich gewesen, gar nicht zu antworten. Herr Lange selbst feuerte ihn an, seine Grundsätze zu vertheidigen. Er wagte endlich einige Worte, in Hoffnung, daß die Suppe bald

erſcheinen, und dem läſtigen Geſpräch ein Ziel ſetzen werde; allein, was er ſagte, enthielt ſo auffallende Widerſprüche, daß ſein Gegner voll Verwunderung ihn in die Enge trieb, und alle Umſtehende die Angſt auf ſeinem Geſichte laſen. Er blickte mehrmals nach der gedeckten Tafel, die Suppe wollte noch nicht erſcheinen, wohl aber traten zwei neue Gäſte herein. Der Eine derſelben, ein alter Freund vom Hauſe, wandte ſich ſogleich an den Wirth, ſprechend: »Sie werden mir gewiß verzeihen, daß ich Ihnen hier noch einen ungebetenen Gaſt mitbringe, wenn ich ſage, daß ich die Ehre habe, Ihnen den Verfaſſer des ſchönen Werkes, Anſichten und Ausſichten, zu präſentiren.«

Alle verſtummten und machten große Augen. Der Wirth faßte ſich zuerſt wieder, bewillkommte den Fremden, und ſtellte ihm die Gelehrten ringsumher vor. Als er auch an Chriſtoph kam, ſagte er: »Dieſen Herrn werden Sie ſonder Zweifel ſchon kennen? Herr Schwarz, Ihr Mitarbeiter?«

»Ich habe nicht die Ehre,« ſagte der Fremde.

»Ei ei, beſinnen Sie ſich! Er hat ja gleichfalls Anſichten und Ausſichten geſchrieben.«

»Ich verſtehe Sie nicht,« antwortete der Fremde.

»Nun ſo wird Herr Schwarz uns wohl am beſten erklären können,« fuhr der Wirth fort, wie die Sache zuſammenhängt!«

»Allerdings,« stammelte Christoph, »vermuthlich herrscht hier ein Irrthum. Wie ich nun vernehme, so ist das Buch, von welchem hier die Rede ist, bereits gedruckt vorhanden; das meinige, unter demselben Titel, ist noch Manuskript.«

Ah so! sagte der Wirth, und ein lautes, lachendes Chor wiederholte dieses Ah so!

Alle wandten dem Beschämten spöttisch den Rücken, und der dichte Kreis, der ihn kurz zuvor umgab, zog sich schnell um den Fremden. Der Oheim biß sich in die Lippen, und Karl dachte: es ist doch besser, nicht so zu lügen, als mein Vetter.

Die harte Prüfung war noch nicht überstanden. Der wahre Verfasser bat sich die Erlaubniß aus, bei Tische neben Herrn Schwarz zu sitzen, da es ihm äußerst interessant sei, daß dieser Herr über denselben Gegenstand geschrieben, und sie während der Mahlzeit ihre Ideen gegen einander austauschen könnten. Da wurden dem armen Christoph die leckern Schüsseln durch hundert lästige Fragen weidlich versalzen, und jeder Bissen blieb, nebst der Antwort, im Halse stecken. Er fand endlich kein anderes Mittel, sich aus der fatalen Schlinge zu ziehen, als plötzliche Kopfschmerzen, die ihn nöthigten, die Tafel zu verlassen, und an den Wänden der Straßen in sein

Wirthshaus zu fliehen, wo er zum Zeitvertreib an den Nägeln kaute.

Der Oheim und Vetter Karl, die zurückgeblieben waren, befanden sich auch in drückender Verlegenheit, denn die Gesellschaft konnte ja vermuthen, sie hätten Theil an dem Betruge genommen. Der humane Wirth that sein Möglichstes, um diese Verlegenheit zu mindern; er zog beide öfter in's Gespräch, welches, gegen das Ende der Tafel, glücklicherweise auf die sächsischen Fabriken fiel. Hier war Karl ganz zu Hause. Er sprach über diesen Gegenstand nicht allein mit so ausgebreiteter Sachkenntniß, sondern er zeigte auch so tiefe Einsichten in die Staatswirthschaft, daß sämmtliche Gäste ihm mit Vergnügen und Verwunderung zuhörten, und plötzlich eine ganz andere Meinung von diesem stillen Jünglinge faßten. Auch sein Oheim hegte mit heimlichem Vergnügen nun eine andere Meinung von ihm, und konnte sich nicht entbrechen, ihm unter dem Tischtuche die Hand zu drücken.

In Weimar war nun, nach dieser Katastrophe, ihres Bleibens nicht länger. Am andern Morgen in aller Frühe saßen sie auf dem Postwagen, Herr Lange etwas verstimmt, Christoph maulend, und Karl heiter wie immer. Sie kamen ohne weitern Zufall nach Frankfurt am Main, wo sie auch nur Einen Tag verweilten, und dann sogleich ihre Reise weiter fortsetzten. Bisher waren

ſie größtentheils allein auf dem Poſtwagen geweſen, einige unbedeutende Zugvögel ausgenommen, die auf der nächſten Station wieder verſchwanden. Allein von Frankfurt aus hatte ihre Geſellſchaft ſich anſehnlich vermehrt. Eine ältliche Dame mit einem allerliebſten jungen Mädchen geſellte ſich zu ihnen, und außerdem noch ein junger Kaufmann, der in Handelsgeſchäften reiſte.

Die Bekanntſchaft war bald eingeleitet. Herr Lange fragte die alte Dame, wohin ſie gedenke? — Sie wollte gleichfalls nach Köln, um ihre Tochter dort in ein Kloſter zu bringen. Das wäre Schade, meinte Chriſtoph, und Karl dachte dasſelbe, und der junge Kaufmann wiederholte es laut. Das ſchöne Mädchen lächelte, und warf nicht ſelten verſtohlene, obgleich ſehr ſittſame Blicke auf die beiden Vettern, die ihr gegenüber ſaßen, ſprach übrigens wenig, und nur mit ihrer Mutter oder mit Herrn Lange, was ſie aber ſprach, verrieth Geiſt und Gefühl.

Chriſtoph fing an, ihr förmlich den Hof zu machen, und wurde ihr nicht ſelten läſtig durch ſein Geſchwätz, noch mehr der junge Kaufmann, der in faden Schmeicheleien unerſchöpflich war.

Den reinſten Eindruck hatte doch wohl ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit auf Karl gemacht, obgleich er kein Wort mit ihr ſprach; aber ſeine Augen hingen wider

seinen Willen unaufhörlich an ihr, und es war deutlich darin zu lesen, daß in seinem Herzen der erste Funke der Liebe sich entzündet hatte. Auch mochte wohl die schöne Julie (so wurde das junge Frauenzimmer genannt) seine Empfindungen bald errathen, denn sie bemerkte seine Aufmerksamkeit nicht ohne holde Verwirrung.

In Koblenz verweilten die Reisenden einen Tag. Als sie weiter fuhren, vermißten sie den Kaufmann, der zurückgeblieben war. Julie äußerte ihr Vergnügen darüber, endlich von ihm befreit zu sein. Da gab Christoph ihr zu verstehen, daß sie dieses Vergnügen ihm zu verdanken habe; daß er den Tag des Aufenthaltes in Koblenz benutzt, den Fremden unter vier Augen ermahnt, sich fernerer Zudringlichkeiten zu enthalten, und als er diese höfliche Ermahnung mit Grobheit vergolten, ihn auf einen einsamen Spazirgang gefordert, und dermaßen zugerichtet habe, daß er in mehrern Wochen Koblenz nicht werde verlassen können.

Julie erschrack im Ernste. »Sie haben ihn verwundet? Doch nicht gefährlich?«

»Das eben nicht,« antwortete Christoph, »ein Hieb über den Arm und eine Schmarre über die Nase; auf Ehre! weiter nichts.«

Bewiesener Muth macht unfehlbaren Eindruck auf weibliche Herzen. Auch die schöne Fremde betrachtete

ihren Ritter mit gütigern Blicken als gewöhnlich, und ſeine Heldenthat würde ihm vielleicht den Weg zu ihrem Herzen gebahnt haben, wäre nur nicht auf der nächſten Station, als ſie eben, nach gewechſelten Pferden, den Poſtwagen wieder beſteigen wollten, eine Extrapoſt vorgefahren, aus welcher der Verwundete wohlbehalten herausſprang, und ſogleich Julien mit den Worten anredete: »Sie werden geglaubt haben, meine Dame, ich ſei ein ungeſchliffener Paſſagier, der eine ſo intereſſante Geſellſchaft verlaſſen könnte, ohne ihr einmal eine glückliche Reiſe zu wünſchen? Allein ſo war es nicht gemeint. Mich hielten blos nothwendige Wechſelgeſchäfte einige Stunden länger in Koblenz zurück, aber ich wußte, daß ich mit Extrapoſt Sie bald genug einholen würde. Da bin ich wieder, und bitte um Erlaubniß, meinen alten Platz einzunehmen.«

Erſtaunt ſah Julie den jämmerlich verwirrten Chriſtoph an, der diesmal nicht ein Wörtchen aufzubringen wußte, und ſeine ſonſt flackernden Augen eine ganze Stunde lang niederſchlug. Doch war ſie noch ſo großmüthig, in Gegenwart des Kaufmanns ihn nicht zu beſchämen; allein bei erſter Gelegenheit, wo dieſer ſich entfernte, ſagte ſie ſpöttiſch: »Die Wundärzte in Koblenz müſſen wohl die Erſten in der Welt ſein, da ſie einen Hieb über die Naſe in wenigen Stunden ſo trefflich zu heilen wußten, daß nicht die mindeſte Spur davon ſichtbar blieb.«

Das war die ganze Rache, die sie sich erlaubte, und die der junge Herr, an Demüthigungen schon gewöhnt, bald verschmerzte, zumal da Julie ihn dennoch immerfort mit einer gewissen Freundlichkeit behandelte. Im Vertrauen sagte er dem Herrn Lange, das Mädchen sei in ihn verliebt, daran lasse sich gar nicht mehr zweifeln; sie habe ihm beim Aussteigen aus dem Wagen schon mehrere Male die Hände gedrückt und verstohlen geseufzt.

»Ei, da sollten Sie Ihr Glück weiter treiben,« sagte Lange, »ein Liebeshandel mit einem schönen Mädchen, das in Kurzem eine Nonne sein wird, ist vorzüglich interessant.«

»Freilich,« antwortete Christoph, »aber meine Cousine? was würde die dazu sagen? eine Braut hat bisweilen die Grille, ganz allein geliebt sein zu wollen.«

»Durch mich soll sie kein Wörtchen davon erfahren,« erwiederte Lange, »darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort; doch unter der Bedingung, daß Sie mir nicht verhehlen, wenn es Ihnen gelingen sollte, die schöne Fremde, trotz der mütterlichen Aufsicht, ihrem himmlischen Bräutigam abspenstig zu machen.«

Er fügte noch manches hinzu, was die Eitelkeit des Jünglings reizen und ihn ermuntern konnte, das Abenteuer zu bestehen. Es währte auch nicht lange, so hatte Christoph auf jeder Station ihm neue Fortschritte mit-

zutheilen. In Bonn, wo sie eine Nacht verweilten, sollte Julie sogar auf der Gallerie des Wirthshauses eine ganze Stunde im Dunkeln mit ihm gesprochen, und ihre Liebe unter heißen Thränen und Küssen geradezu bekannt haben. »Es ist zum Erstaunen,« sagte Herr Lange lächelnd, »daß ein so junges Frauenzimmer schon so viel Verstellungskunst besitzt, denn im Wagen merkt man nichts von dem Allen.«

Das sei unter ihnen verabredet, sagte Christoph, allein wenn er nur wollte, so würde sie augenblicklich mit ihm davon laufen. Herr Lange stellte sich gläubig und schwieg.

Sie näherten sich nun dem Ziele der Reise, nur eine harte Prüfung stand dem Lügner noch bevor, ehe sie Köln erreichten. Bei einem Dorfe, wo ein ziemlich starker Bach in den Rhein fiel, war die ganze Gegend überschwemmt, und der, im Sommer nicht sehr bedeutende Strom durch den Eisgang so angeschwollen, daß er bereits in höheren Gegenden große Verwüstungen angerichtet hatte. Zerstörte Häuser und allerlei Hausgeräthe kamen herab geschwommen.

Die Reisenden standen auf einem Hügel, und sahen dem traurigen Schauspiele zu. Plötzlich rief Julie: »Mein Gott! dort kommt eine Wiege den Strom herab! wenn

nur kein Kind darin liegt!» Aller Augen wandten ſich dahin. Man erblickte die Wiege immer deutlicher, und bald gewahrte man auch ein Kind, das ſeine Aermchen daraus hervorſtreckte.

»Um Gottes Willen! Hilfe! Hilfe!» ſchrie Julie außer ſich.

»Geſchwind, Herr Schwarz,» ſagte Lange zu Chriſtoph, »Sie ſind ja durch die Elbe geſchwommen, haben ſchon einmal ein Kind gerettet; geſchwind erneuern Sie hier die ſchöne That!»

»Erlauben Sie,» antwortete Chriſtoph, »dort war der Strom nicht ſo reißend; hier würde ich augenſcheinlich mein Leben auf das Spiel ſetzen.»

»Sie können ſchwimmen?» fragte Julie haſtig.

»Schwimmen kann ich freilich.» —

»O ſo retten Sie! retten Sie!»

Mit bittender Geberde faßte ſie ſogar ſeine Hand, allein er blieb unbeweglich, und ſchon war der Augenblick gekommen, in dem die Wiege vor ihm vorüber in den Rhein ſchwimmen ſollte, um ohne Zweifel dort verſchlungen zu werden.

»Sie ſind ein Unmenſch!» ſagte Julie, und ſtieß ſeinen Arm zurück. Aber indem ſie ſich von ihm wandte, ſah

sie mit einer Mischung von Schrecken, Angst, Hoffnung und Freude, daß Karl bereits, ohne ein Wort zu sagen, in's Wasser gesprungen war. Der Oheim schrie laut auf, denn er gewahrte augenblicklich, daß der brave Jüngling nicht schwimmen konnte; daß er zwar versuchte die Wiege zu erreichen, daß er aber selbst unfehlbar untergehen werde. Alle kreischten und rangen die Hände, und stellten ihre letzte Hoffnung auf ein Boot, das vom jenseitigen Ufer sich bereits genähert hatte. Es kam noch zu rechter Zeit, um sowohl das Kind als den sinkenden Jüngling zu retten. Unversehrt wurde jenes, leblos dieser an's Ufer gebracht; doch des Oheims verständige Anstalten riefen ihn bald wieder in's Leben zurück.

»Mir ist recht wohl,« sagte er, »mir ist nichts geschehen.«

Mit inniger Zärtlichkeit ruhte Juliens Auge auf ihm. Der Oheim hingegen, als er ihn in Gefahr sah, fing an zu schelten: »Mein Gott! Herr Schwarz, können Sie denn schwimmen?«

»Nein! ich habe es nie versucht.«

»Aber zum Henker! warum springen Sie denn in's Wasser?«

»Der Anblick der Wiege,« sagte Karl »und — und —«

Was er noch sagen wollte, kam nicht über seine Lippen; allein er sah Julien dabei so bedeutend an, daß sie diesen Blick sich gern durch die Worte verdolmetschte: »und der Wunsch des Mädchens.«

»Kurz, ich war meiner nicht mächtig,« fuhr Karl endlich fort, »ich mußte springen.« Herr Lange drückte ihm bewegt die Hand, und Julie hätte viel darum gegeben, ihm auch die Hand drücken zu dürfen. Auf dem noch übrigen kurzen Wege nach Köln ruhte ihr Auge seelenvoll auf ihm. Sein Vetter wurde jetzt von Allen mit kalter Geringschätzung behandelt; nur schien er weniger zu leiden, als der arme Karl, der Juliens seelenvolle Blicke nicht ertragen konnte; sie gruben sich tief in seine Brust, und als er nach Köln kam, wünschte er von ganzem Herzen, der Oheim und die Cousine möchten für Christoph entscheiden, denn er hatte weit mehr Lust, ein Mönch zu werden, wenn nur das Kloster in der Nachbarschaft desjenigen stünde, in welchem Julie den Schleier nehmen wollte.

Die ganze Gesellschaft trat im Wirthshause ab. Die alte Dame und ihre Tochter entfernten sich sogleich, und es schmerzte den guten Karl nicht wenig, daß Julie ihm nicht einmal einen Abschiedsblick zuwarf. Auch daß sie so fröhlich davon trippelte, war ihm fast unbegreiflich, da er auf der ganzen Reise keinen Beruf zum Klosterleben an ihr verspürt zu haben glaubte.

Herr Lange sagte: die beiden Vettern möchten nur ein Stündchen im Wirthshause verweilen, er wolle sogleich den Oheim von ihrer Ankunft benachrichtigen, und sie dann rufen lassen. Er ging, und Christoph putzte sich, und auch Karl wechselte wie im Traume seine Kleider. Jener bat ihn, keinen Groll auf ihn zu werfen, wenn, wie es wahrscheinlich sei, die Cousine ihn vorziehe. Dagegen versprach er ihm großmüthig, von seinem künftigen Reichthum ihn brüderlich zu unterstützen. Karl dankte seufzend. »Nimm dir's nicht so zu Herzen,« sagte Christoph, und jener benahm ihm den eitlen Irrthum nicht.

Jetzt erschien ein wohlgekleideter Bedienter, verkündigend, daß er den Auftrag habe, die jungen Herren zu ihrem Oheim, dem Herrn Dietrich Schwarz, zu führen. Christoph ging und schritt wie ein Hahn durch die Straßen, und auf seinem Gesicht stand leserlich: »Mir kann es nicht fehlen.« Karl folgte mit klopfendem Herzen.

Jetzt betraten sie das Haus, und der Bediente öffnete die Thür eines Zimmers, in welchem Herr Lange sammt der ältlichen Dame und ihrer Tochter am Theetisch saßen. Christoph stutzte, und Karl freute sich herzlich, die Reisegesellschaft wieder anzutreffen, die beide Vettern freundlich willkommen hieß. Man trank Thee, man schwatzte von der zurückgelegten Reise, aber noch immer wollten

weder der Oheim noch deſſen Tochter erſcheinen. Karl empfand auch kein Verlangen nach dieſer Erſcheinung, doch Chriſtoph fragte endlich: wo bleibt denn der Oheim?»

»Hier ſitzt er, mein lieber Neffe,» ſagte Herr Lange, »ich bin es ſelbſt.»

Chriſtoph ſah ihn mit großen Augen an, und die ſonſt ſo bewegliche Zunge erſtarrte. Karl ſprang auf, und wollte ſeine Hand küſſen. Der Oheim ſchloß ihn in die Arme.

»Ihr werdet mir verzeihen, liebe Neffen,» hub Dietrich Schwarz an, daß ich dieſe Komödie mit euch geſpielt habe. Es lag mir daran, euch kennen zu lernen, und nicht von euch getäuſcht zu werden, was doch vielleicht, ſelbſt ohne euern Vorſatz, hätte geſchehen können. Gegen den Kaufmannsdiener Lange, dachte ich, werdet ihr euch nicht verſtellen. Vielleicht war die Vorſicht überflüſſig, aber einem alten Manne müßt ihr ſchon eine Grille zu Gute halten. Auch meine Tochter, ſo meinte ich, würde ſicherer in eure Herzen blicken, wenn ihr eine Weile mit ihr umginget, ohne ſie zu kennen. Darum ließ ich ſie mit ihrer Gouvernante nach Frankfurt kommen. Sie mußte ihren Vater verläugnen, ſo wie ich ſie verläugnete, und als künftige Nonne uns begleiten.»

»Wie? Julie!» rief Karl.

Nicht Julie, sagte Herr Schwarz, sondern meine Erneſtine, der ich Gelegenheit verſchaffen wollte, mit der Vernunft wie mit dem Herzen eine glückliche Wahl zu treffen.

Karl zitterte am ganzen Leibe. — Chriſtoph ſtammelte unverſtändliche Silben.

»Wenn ich meinem lieben Neffen Chriſtoph trauen darf,« fuhr der Oheim fort, »ſo hat meine Erneſtine gewählt; denn, nachdem ſie ihm ſo oft die Hand gedrückt, und ſogar im Wirthshauſe zu Bonn unter heißen Thränen und Küſſen ihm ihre Liebe bekannt hat, ſo iſt die Sache wohl entſchieden.«

Chriſtoph wurde bleich bis an die Naſenſpitze, und zerknüllte ſeinen Hut.

»Der Herr Vetter,« ſagte Erneſtine jetzt, »hatte den Scherz ein wenig weit getrieben. Ich muß ihn bitten, zu erklären, daß nichts an der Sache iſt, weil ſonſt mein künftiger Gatte eine ſehr üble Meinung von mir faſſen könnte.«

»Ich — ſtotterte Chriſtoph — ich — verzeihen Sie — es war nur eine Ahnung von meinem künftigen Glücke.« —

»Da hören Sie es, lieber Vetter Karl,« ſagte Erneſtine freundlich, erhob ſich von ihrem Seſſel mit ſchüch-

terner Sittsamkeit, trat dem bebenden Jüngling näher, reichte ihm ihre Hand, und flüsterte: »ich bringe Ihnen den Segen meines Vaters.«

Mit stummen Entzücken warf der bescheidene Karl sich zu des Oheims Füßen, der ihn als einen lieben Sohn an sein Herz drückte.

Der beschämte Lügner zog aus Köln, ohne die Hochzeit abzuwarten; als er aber heim kam, empfing ihn seine schalkhafte Schwester Annchen doch mit dem bestellten Hochzeitsgedicht.

Die wüſte Inſel.

Anſelm und Hektor, zwei Jünglinge, haßten ſich tödtlich. Schon im Knabenalter war dieſer Haß entſtanden und mit jedem Jahre bitterer geworden. Fragte man Hektor, was er von Anſelm halte? ſo nannte er ihn einen boshaften Menſchen; und wurde Anſelm's Urtheil über Hektor begehrt, ſo war ſicher die Antwort: er iſt ein ſchlechter Menſch. Beide irrten. Beide waren weder boshaft noch ſchlecht; warum ſchienen ſie denn einander ſo?

Aus lauter unbedeutenden Fäden hatte ſich das böſe Gewebe des Haſſes entſponnen. Hektor, ein wenig mürriſch und träge, kleidete ſich bisweilen etwas ſonderbar, und wenn er eine Verbeugung machte, ſo glich er einem Taſchenmeſſer, das zur Hälfte zuſammen geſchlagen wird. Der zierliche Anſelm lachte gern über Alles, und hatte jene Unbehilflichkeit bisweilen verſpottet. Das erfuhr Hektor, und es kränkte ihn tief.

Hingegen hatte er mehr gelernt, als Anſelm, der wohl bisweilen in den Tag hinein von Dingen ſchwatzte, die er nicht verſtand, und wenn er ſich anders nicht zu helfen wußte, durch eine kleine Unverſchämtheit den Mangel an Kenntniſſen bedeckte. Einmal unter Anderm hatte eine Dame in irgend einem Romane einen lateiniſchen Vers des Ovid gefunden, und bat Anſelm, ihn zu überſetzen. Die-

ser, obgleich er ihn selbst nicht verstand, übersetzte frisch d'rauf los und sagte, was ihm eben einfiel. Zu seinem Unglücke trat Hektor herein und beschämte ihn durch eine richtige Verdeutschung. Das konnte Anselm ihm nicht vergessen.

Bald darauf bewarb er sich um einen Dienst, unwissend, daß auch Hektor schon darum nachgesucht. Das nannte dieser boshaft. Ein andermal vergaß Hektor eine ganze Woche lang einen Brief zu bestellen, den er als Einlage für Anselm empfangen; das nannte dieser schlecht. Wer könnte alle die Kleinigkeiten erzählen, die sie einander begierig aufmutzten oder gehässig verdrehten. Aus lauter solchen Tropfen bildete sich die Quelle ihrer Feindschaft. Jeder betrachtete den Andern und Alles, was der that, durch eine angelaufene Brille. Daß Anselm ein gutmüthiger, dienstfertiger Mensch war, wollte Hektor durchaus nicht sehen; und Jener wiederum blieb hartnäckig blind für Hektor's Redlichkeit. Gern wären beide einander ausgewichen, aber sie wohnten in einer kleinen Stadt, waren Eines Standes, mußten einerlei Gesellschaften besuchen, mußten oft einander sehen und sprechen; das verbitterte beider Leben. Bei dieser Gährung der Gemüther war es wohl kein Wunder, daß eines Tages ihr Grimm — abermals bei geringfügiger Veranlassung — in Thätigkeit ausbrach, und sie einander auf Pistolen forderten, beide schwörend, Einer von ihnen müsse auf dem Platze bleiben. Schon standen sie, die Mord-

gewehre in den Händen, sich blutdürstig gegenüber, als der Kommandant der Stadt sie mit Gewalt trennte, Beiden mit Schimpf und Kerker drohend, wenn sie nicht künftig Ruhe hielten. Finster grollend schieden sie vom Kampfplatze und schwuren sich ewigen Haß.

Dies lästige Gefühl bestimmte zuerst den jungen Hektor, sein Vaterland zu verlassen. Hamburg lag nicht fern. Ein naher Verwandter von ihm war dort ein angesehener Schiffer, und machte große Reisen nach Ostindien. Zu diesem flüchtete er gleichsam, da ihm der Aufenthalt in seiner Vaterstadt durch Anselm unerträglich wurde. Der Schiffer nahm ihn liebreich auf, und findend, daß sein junger Vetter in der Mathematik bereits große Fortschritte gemacht, bildete er ihn zum Seemanne, nahm ihn mit auf Reisen, und verschaffte ihm Gelegenheit, manche kleine Summe zu erwerben.

Einst kehrten sie aus China mit einer reichen Ladung zurück. Schon in der Straße von Banka erkrankte der Schiffer; denn die flachen überschwemmten Ufer der Küsten von Sumatra erzeugen eine ungesunde Luft, welcher oft der abgehärteste Seemann unterliegt. Es wurde täglich schlimmer mit dem Kranken; er fühlte seinen nahen Tod, übergab seinem Vetter das Schiff, und empfahl ihn einem alten, erfahrnen Steuermanne, von dessen Treue er sich versichert hielt. In der Straße von Sunda starb er. Hektor's Schmerz war aufrichtig und machte ihn unfähig, in den

ersten Tagen die Kenntnisse zu üben, die der Verstorbene ihn gelehrt. Zur Schwermuth ohnehin geneigt, saß er den ganzen Tag in einem Winkel der Kajüte, und überließ die Führung des Schiffes ganz dem alten Steuermanne.

Der hatte viele Jahre lang treu gedient, allein er gehörte zu der großen Zahl jener sogenannten ehrlichen Leute, deren Tugend nie eine Feuerprobe bestanden. Jetzt überwältigte ihn die Lockung zu einem Verbrechen, dessen Gelingen plötzlichen Reichthum ihm vorspiegelte. Er zettelte unter dem Schiffsvolk eine Verschwörung an. Eines Abends — Hektor schlummerte eben in seiner Hängematte — stürzten drei Bewaffnete in die Kajüte, ergriffen, banden und warfen in den Schiffsraum ihn hinab.

Er wußte nicht, wie ihm geschah. Die ganze Nacht lag er betäubt, und erwartete den Tod. Am Morgen brachte man ihm etwas gekochten Reiß und einen Schluck Wein. Vergebens fragte er, was man mit ihm vorhabe? man würdigte ihn keiner Antwort. Noch einen ganzen, langen Tag wurde er seinen düstern Ahnungen überlassen. Allerdings hatten die Matrosen ihn über Bord werfen wollen, damit der Zeuge ihres Verbrechens auf ewig verstummen möchte; aber der alte Steuermann fühlte doch noch menschlicher, und wollte keinen Mord begehen. Um Mitternacht wurde Hektor hervorgezogen, man schleppte ihn auf das Verdeck. Der Mond schien hell. In geringer Entfernung erblickte er einen schwarzen Streifen in der See; es war

eine von den maldiviſchen Inſeln, deren zwölftauſend ſein ſollen. Viele derſelben ſind unbewohnt.

Es wurde ein Boot ausgeſetzt, Hektor hineingeſtoßen, mit etwas Mundvorrath verſehen, und ſeinem Schickſal überlaſſen. Eine Strömung führte ihn gerade zu der nächſten Inſel, die jedoch von ſchroffen Felſen rings umgeben war. An dieſen Klippen ſcheiterte das Boot, und ſonder Zweifel hatte das Schiffsvolk darauf gerechnet, daß er in der Brandung ſeinen Untergang finden werde; aber eine Felſenſpitze umklammernd, hielt er ſich, bis es Tag wurde, ſchwamm und kletterte dann von einer Klippe zur andern, und erreichte endlich ganz erſchöpft einen trockenen Gipfel. Hier blieb er lange ohnmächtig liegen. Die heißen Sonnenſtrahlen weckten ihn. Mühſam erhob er ſich, ſah das Schiff noch in der Ferne, und weinte bitterlich.

Hunger und Durſt begannen ihn zu peinigen. Der wenige Zwieback, den man ihm in's Boot geworfen, war, mit dieſem zugleich, ein Raub der Wellen geworden. Er blickte in das Innere des Landes, und ſah die Wipfel grüner Bäume hinter den Felſen hervorragen. Die ganze Inſel war gleichſam ein Keſſel von Granit, in dem die Sonne Kräuter und Früchte kochte. Er ſammelte ſeine letzte Kraft, um an den Felſenwänden in das Thal hinab zu klimmen. Hier fand er, was die Natur allen maldiviſchen Inſeln reichlich zum Geſchenke verlieh: wildwachſende Kokosnüſſe, die mit ihren mandelgleichen Kernen ihn ſpeiſten, durch ihre

süße Milch ihn erfrischten. Er legte sich in den Schatten dieser wohlthätigen Bäume, und da seit mehreren Tagen Kummer und Angst ihm die Ruhe geraubt, so fiel er jetzt in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst erwachte, als gegen Abend ein erquickender Thau sein grünes Bett befeuchtete. Er stand auf und beschloß, in nächtlicher Kühle, vom Mondscheine begünstigt, das Innere des Landes zu erforschen, denn er wußte noch nicht, wo er war, und meinte, man habe an einer von jenen großen Inseln, Sumatra oder Borneo, ihn ausgesetzt, wo es englische und holländische Niederlassungen gibt, deren eine er zu erreichen hoffte. Aber kaum mochte er eine Stunde auf ungebahnten Pfaden mühsam fortgeschritten sein, als er auch schon die ganze Insel durchschnitten hatte, folglich wiederum durch eine hohe Felsenwand sich aufgehalten sah. Keine Spur von Menschen konnte er entdecken. Nur eine Schlange zischte hie und da ihm aus dem hohen Grase entgegen, oder ein unbehilflicher Penguin verließ schnatternd seine Eier. Die halbe Nacht schweifte Hektor hin und her; doch welche Richtung er auch nehmen mochte, immer stieß er am Ende auf schroffe Felsen, die, gleich einem Walle, die ganze Insel umgaben. Am andern Morgen erkletterte er den höchsten dieser Felsen, blickte nach allen Seiten umher, und überzeugte sich mit einem tiefen Seufzer, daß er auf einer kleinen, unbewohnten Insel sich befinde, die zu einer langen, unabsehbaren Inselkette gehöre. Nun erinnerte er sich, daß die maldivischen Inseln sich auf mehrere hundert Meilen in

die See hinaus erſtrecken, und errieth, daß eine derſelben ihm zur künftigen Wohnung, vielleicht zum Grabe, beſtimmt ſei.

Doch ließ er die Hoffnung nicht ſinken. Er hatte geleſen und gehört, daß die verſchiedenen Inſelgruppen alle unter einem Sultan ſtehen, der ſich Herr der zwölftauſend Inſeln nennt, obgleich ein Drittel derſelben nur aus kahlen Sandbänken beſteht, und ein zweites Drittel völlig unbewohnt iſt.

»Einmal im Jahre wird doch ein Boot hier landen,« dachte Hektor, und ſollte ich auch in Sklaverei gerathen, beſſer, als hier einſam verſchmachten.« Er fing nun an ſich in ſein Schickſal zu fügen, und in Erwartung baldiger Befreiung, emſig Alles aufzuſuchen, was die Natur zur Friſtung ſeines Lebens ihm darbot. An Nahrungsmitteln fehlte es nicht; die Kokosbäume lieferten reichlich ihre Nüſſe, die Penguinen ihre Eier. Auch hätte er leicht mit einem Knüttel dieſe Vögel bei Dutzenden todtſchlagen, und am Seeufer eine Menge Krabben ſammeln mögen; aber wie ſollte er ſie zubereiten? er hatte kein Feuer. Daß man, zwei dürre Hölzer an einander reibend, endlich Feuer gewinnen kann, wußte er freilich, verſuchte es auch öfter, doch, ungeübt in dieſer Kunſt und der nöthigen Geduld ermangelnd, gab er es hundertmal wieder auf.

Endlich, zu ſeiner großen Freude, gelang ihm ein Verſuch; er genoß das unausſprechliche Vergnügen, eine

Flamme emporlodern zu sehen, zu deren Unterhaltung er unaufhörlich Holz herbeitrug, bei dem er mit Wohlbehagen einige Penguins, halb roh, halb gebraten, verzehrte. Aber seinem Feuer immerfort neue Nahrung zu verschaffen, war eine Kunst, die seine Kräfte überstieg. Er besaß kein Beil, nicht einmal ein Messer, womit sollte er Holz fällen? — Dürre, vom Winde abgebrochene Aeste, oder kleines Buschwerk, das er mit der Faust zerknicken konnte, war Alles, was er herbeizutragen im Stande war. Dieser Vorrath erschöpfte sich bald, und als nun vollends der Winter eintrat, das heißt: als ewige Regenströme sechs Monate herabstürzten; da erlosch das gesellige Feuer. Mit verschränkten Armen, den starren Blick darauf geheftet, stand er da und beim Verglimmen der letzten Kohle war ihm zu Muthe, als stürbe ihm ein Freund.

Er mußte nun den Trost entbehren, an einer prasselnden Flamme sich zu wärmen oder zu trocknen. Der Höhlen gab es genug, in die er flüchten konnte. Eine derselben hatte er von einer Schlange erkämpft, und mit dürren Blättern sich zum Lager angefüllt. Hier wohnte er mit seinem Kummer und dem einzigen Freunde, der die Menschen auch auf wüste Inseln begleitet, dem Schlafe. Recht oft besuchte ihn dieser freundliche Bruder des Todes; denn hatte Hektor den ganzen Tag sich Wege durch verwachsene Gesträuche gebahnt, um einige Eier zu finden, oder hatte er, die Felsen auf- und abklimmend, vergebens Stun-

den lang nach einem rettenden Boote umhergeschaut, so kam er mit erschöpften Kräften heim, und Ermüdung schloß ihm die Augen.

Ein Glück, daß der heiße Himmelsstrich ihm die Kleider entbehrlich machte, denn er mußte seine Lumpen bald in Dorngebüschen, bald an zackigen Felsen hängen lassen, und endlich — um so lange als möglich sein einziges Hemd zu schonen, sich aus Palmenblättern Schürzen flechten.

So lebte er nun fast ein ganzes Jahr. Immer schwächer wurde die Hoffnung, aus dieser Einöde jemals erlöst zu werden. Jeden Morgen bestieg er die höchsten Klippen, besonders wenn es stürmte, weil dann Schiffe hieher verschlagen werden konnten; er sah deren auch bisweilen in der Ferne, aber sie hüteten sich wohl, den als höchst gefährlich bekannten Durchfahrten der maldivischen Insel-Gruppen nahe zu kommen, und so nährte nur ihr Anblick seinen Schmerz. Oft ertappte er sich auf dem Wunsche, daß ein Schiff hier scheitern möchte; denn so ist der Mensch! Das Unglück von Hunderten seiner Brüder möchte er gern herbeiführen, um nur sich, den Einzigen zu retten. „Ich kann ja doch keinen Schiffbruch veranlassen," damit entschuldigte sich Hektor, wenn sein Gewissen ihm zurief: schäme dich des Wunsches!

Eines Abends, als er, nach Gewohnheit, von der höchsten Klippe das Meer überschaute, sah er die Sonne blutroth untergehen, und das Krächzen mancher Seevögel

verkündete nahen Sturm. Der brach aus in der Nacht mit seltener Heftigkeit. Hektor, in seiner Höhle auf dürren Blättern sich wälzend, hörte ihn fürchterlich heulen; Felsenstücke rissen sich los, und donnerten in's Thal hinab; die stärksten Bäume brachen oder kehrten die Wurzeln gegen Himmel. Es war ein unaufhörliches Krachen und Tosen; Regenströme stürzten herab. Als am Morgen nach dieser schrecklichen Nacht des Sturmes Wuth sich minderte, eilte Hektor, eine Felsenwand zu erklimmen, um das große, furchtbare Schauspiel mit anzusehen, wie die empörten Fluten sich an den Klippen brachen, und den Schaum der Wellen bis zu ihm hinaufspritzten.

Schon hatte er wohl eine Viertelstunde lang diesen Aufruhr mit Schaudern betrachtet, da dünkte ihn plötzlich, er sehe etwas auf dem Abhang eines nackten Felsen liegen. Ein Sonnenblick, der eben durch die Wolken brach, zeigte ihm deutlich, er irre nicht, nur konnte er nicht unterscheiden, was es war. Das Herz klopfte ihm gewaltig. Nun mußte er in der Nähe untersuchen, was der Sturm hier ausgeworfen; vielleicht nur einen todten Fisch, vielleicht aber auch irgend etwas ihm nützliches. Schroffe Klippen trennten ihn von dem Gegenstande. Er konnte durch einen Umweg bequemer dahin gelangen, aber dann verlor er Zeit, und eine hohe Welle konnte unterdessen das Ausgespiene wieder wegspülen, zumal wenn die Flut eintrat. Jetzt war noch Ebbe, und kein Augenblick zu versäumen.

Des Kletterns schon gewohnt, wagte Hektor einige Gemsensprünge, klimmte dann wieder auf und ab, schöpfte bisweilen Athem, faßte in solchen Augenblicken den immer näher rückenden Gegenstand schärfer in's Auge, und endlich erkannte er deutlich, es sei ein Mensch. Durch diese Entdeckung heftig erschüttert, wäre er fast vom Felsen hinabgestürzt. Ihm schwindelte. Er mußte eine Zeit lang sich platt niederlegen, um nicht zu fallen, und erst nach und nach an den Gedanken sich gewöhnen, daß ein menschliches Wesen ihm nahe sei.

»Ach!« seufzte er, »vermuthlich ein Todter! das Schicksal verhöhnt mein Unglück! es sendet mir nur einen Leichnam, um ihn zu begraben.« Indessen konnte auch in diesem Falle die traurige Begebenheit immer noch ihm Vortheil bringen; er konnte allerlei ihm Nützliches, lang Entbehrtes in der Tasche des Todten finden, vorzüglich ein Messer, ein Schatz für ihn! Auch die Kleider hatten großen Werth für einen Nackenden. Hektor eilte, nach kurzer Erholung, den Platz zu erreichen, wohin die Hoffnung ihn mächtig zog. Mit Schaudern betrat er endlich den Abhang, auf dem der Leblose ausgestreckt lag; mit Schaudern näherte er sich ihm, sah in das blasse Gesicht, und erkannte Anselm.

Ein Blitz durchzückte seine Gebeine, das Haar sträubte sich empor. »Was ist das!« rief er grinsend; »spottet meiner die Hölle? — Länger als ein Jahr hab' ich mühsam

hier vertrauert, mit heißen Thränen oft nach einem menschlichen Wesen mich gesehnt, und plötzlich führt ein schadenfroher Geist mir den Todfeind her! — Doch nur ein Leichnam — er ist nicht mehr — das Schicksal hat mich an ihm gerächt — aber auch ihn an mir! — Ja, wenn er wüßte, daß ich so elend bin, fast wünschen zu müssen, er lebe noch!" —

Hier warf Hektor einen wehmüthigen Blick auf Anselm und — bebte zurück — denn eben jetzt verrieth ein erster Athemzug, daß Anselm wirklich noch lebe. Vom Gefühle des Hasses überwältigt, wollte Hektor entweichen, doch immer zog sein Herz ihn wieder zurück. Er ging, er kam, er stand, er wankte. Bald betrachtete er den Ohnmächtigen mit starren Blicken, bald wandte er die Augen von ihm ab.

„Lasse ich ihn hilflos liegen," dachte er nun, „so wird er ein Raub der Flut, die jetzt schon immer höher steigt. Er ist ein Mensch, ich muß ihn retten. Die Insel ist klein, doch groß genug für uns Beide, daß wir, entfernt von einander, unser elendes Dasein fortschleppen mögen."

Mit diesem Entschlusse bückte er sich über Anselm, der eben jetzt die Augen aufschlug, und einen Wilden zu entdecken glaubte; denn Hektor's langer Bart, sein struppiges Haar, sein entfleischtes, verbranntes Gesicht, seine karge Bekleidung von Palmenblättern, machten nicht nur

ihn völlig unkenntlich, sondern ließen auch durchaus keinen Europäer in ihm vermuthen. Anselm hob die Hände bittend zu ihm auf. Hektor sah ihn finster an. Jener fürchtete, der Wilde werde ihn plündern und ermorden. Mit rührender Geberde rief er aus: »Ach! wenn ich deine Sprache verstünde, vielleicht würde es mir gelingen, dich zu erweichen.«

Bei den Tönen der wohlbekannten Muttersprache wurde Hektor von einem seltsamen Schauer durchbebt. Allein er antwortete nicht, sondern er winkte nur dem sich langsam Erholenden, daß er aufstehen und ihm folgen solle, wobei er mit der Hand auf die wachsende Flut deutete. Anselm verstand ihn, raffte alle seine Kräfte zusammen, und wankte ihm nach.

Gerade emporzuklimmen, war dem Erschöpften unmöglich. Durch einen weiten, aber sanftern Umweg führte Hektor ihn die Felsenwand hinan, reichte ihm sogar einigemal einen Stab, an dem er ihn nach sich zog; denn ihm die Hand zu reichen, konnte er nicht über sich gewinnen. Als sie oben standen, zeigte er ihm das Innere der Insel, deutete besonders auf die Kokos-Bäume, und gab ihm durch Geberden zu verstehen, daß sie eine gute, gesunde Nahrung lieferten. Dann ließ er ihn plötzlich allein, sprang hastig die Felsen hinab, und verlor sich im Gebüsche. Vergebens rief Anselm ihm beweglich nach, er wollte nicht hören; er glaubte, die Menschenpflicht erfüllt zu haben,

und weitere Gemeinschaft mit dem Feinde begehrte er nicht. Aber tief bewegt schlich er in seine Höhle, warf sich auf die Blätter, und fand keine Ruhe.

»Wer mir gestern gesagt hätte: Morgen wird dein Wunsch erfüllt, morgen wirst du einen Leidensgefährten antreffen, und dennoch verlassener sein als zuvor! — Grausames Schicksal! nur noch ein Mensch, außer mir, bewohnt diese Insel, und der eine ist mein Todfeind! — Grollend rief er alle die Gründe sich in's Gedächtniß, die er zu haben vermeinte, um Anselm ewig zu hassen, und grollend schwur er auf's neue, fern von ihm zu bleiben, sollte auch im eigenen Todeskampfe kein Tropfen Wasser ihn erquicken.

Indessen war Anselm mühselig bis in das Thal hinab geklettert, und hatte schon durch einige Kokosnüsse sich erquickt. Dem Vaterlande entwichen, um nicht fremde Waffen zu tragen, hatte er einen Schreiberdienst auf einem Schiffe der ostindischen Kompagnie gefunden. Dies Schiff war im Sturme, durch nicht zu bekämpfende Strömungen, zwischen die maldivischen Inseln getrieben und gescheitert. Mehrere seiner Gefährten hatten sich, ihm unwissend, auf andere Inseln gerettet, ihn aber die Wellen bewußtlos an dieses Eiland geworfen. Er hielt es nicht für unbewohnt, denn wie konnte er glauben, der Wilde, der ihm beigestanden, sei der einzige Bewohner? Würde er dann ihn wohl so schnell verlassen haben? Würde er

nicht selbst hoch erfreut gewesen sein, den Unglücksgefährten zu finden? Sicher gab es also hier noch mehrere Wilde, und, wenn sie Alle so gütmüthig waren, wie dieser, so hatte er nichts von ihnen zu fürchten. — Aber gesetzt auch, sie wären minder menschenfreundlich, was blieb ihm übrig? — er mußte auf jede Gefahr ihre Wohnungen aufsuchen.

Das that er nun wirklich mehrere Tage lang, allein vergebens! — bisweilen hörte Hektor ihn in seiner Nähe mit hochklopfenden Herzen, doch immer verkroch er sich in das dickste Gebüsch, und kam dem Suchenden nicht unter die Augen.

Nachdem Anselm sich überzeugt hatte, es sei auf der Insel keine Wohnung zu finden, so wurde das Verschwinden des einzigen Wilden, den er gesehen, ihm noch unbegreiflicher, und er gerieth bisweilen in Versuchung, zu glauben, ein Engel habe ihn gerettet. Vergebens rief er oft nach allen Seiten mit lauter Stimme; nur das Echo von dem Felsen antwortete ihm. Doch da er stets unermüdet in dem engbegrenzten Thale seine Nachforschungen fortsetzte, so konnte es nicht fehlen, daß endlich der Zufall ihn auch in die Gegend führen mußte, die durch Hektor's Hand mehr gelichtet, die Nähe eines Menschen verrieth. Anselm folgte den Spuren der abgebrochenen Zweige, des niedergetretenen Grases, und entdeckte die Höhle, in welcher Hektor eben schlummerte. Das Geräusch, welches er beim Eintritt in dieselbe machte, erweckte den Schla-

fenden. Hastig sprang er auf. Anselm trat ihm mit freundlicher, bittender Geberde entgegen — aber wie wurde ihm, als Hektor plötzlich ausrief: »Weiche von mir! ich habe nichts mit dir zu schaffen!« — In dem vermeinten Wilden einen Deutschen zu finden, und einen Deutschen, der von seinem Landsmann mit solcher Heftigkeit sich lossagte — darob erstarrte das Blut in Anselm's Adern.

»Mein Gott!« sprach er zitternd, als er seiner Zunge mächtig wurde, »du bist ein Deutscher und fliehst einen Deutschen in dieser furchtbaren Einöde, deren einzige Bewohner wir sind?«

»Ich würde dich fliehen,« erwiederte Jener, »und wenn wir auf einer Sandscholle mitten im Meere stünden! Erkenne mich! ich bin Hektor.«

Mit einem Laute des Schreckens und Unwillens entwich Anselm aus der Höhle, und irrte stundenlang durch das verworrenste Gebüsche mit verworrenen Sinnen. Hektor indessen wünschte sich Glück zu seiner rauhen Standhaftigkeit, und meinte, er sei mit sich selbst zufrieden; aber ein geheimes Unbehagen strafte ihn Lügen. Er hätte für sein Leben gern von Deutschland und von seiner Heimath mit dem Ankömmlinge gesprochen, auch allenfalls von China oder Japan, wenn er nur hätte sprechen dürfen. Denn was Bewegung dem Körper, das ist Sprechen der Seele;

beide kränkeln, wenn ſie dieſer Erfriſchung entbehren. Allein der Haß achtet nicht, daß die Bruſt, in der er wüthet, ihn ſelbſt beſeufze, wenn er nur mit der Vorſtellung ſich kitzeln darf: das wird den Feind verdrießen. Zur Schande der Menſchheit ſei es geſagt: gewöhnlich iſt der Haß größerer Entſagungen fähig, als die Liebe.

Etwas biegſamer jedoch war Anſelm's Starrſinn. Zwar wollte auch er des Feindes Anblick meiden, und ſuchte ſich eine Höhle, die von Hektor's Wohnung ſo fern als möglich lag; aber er geſtand ſich doch, es ſei ein fatales Verhältniß, und wohl zu wünſchen, daß es anders ſein möchte. Auch konnte er ſich nicht verhehlen, daß Hektor gewiſſermaßen der Retter ſeines Lebens geworden, ein Gedanke, der in manchen Augenblicken ihm ſehr drückend wurde, in manchen andern doch zu ſanftern Gefühlen ihn ſtimmte. Anſelm nahm überhaupt Alles leichter, und beſaß kein ſo ſcharfes Gedächtniß für empfangene Beleidigungen. Ohne Hektor's unfreundlichen Empfang würde er vielleicht dem Manne, der an ſeinem Stabe ihn die Klippen hinauf zog, gern die Hand gereicht haben. Jetzt aber hatte des Feindes Störrigkeit auch ihn auf's neue erbittert, und einſam trotzte jeder dem andern, ſich ſelbſt zur Qual. Was Hektor's Groll natürlich mehrte, war die Erinnerung, daß er um Anſelm's willen ſein Vaterland verlaſſen, Anſelm folglich alles jetzige Elend an ihm verſchuldet habe.

Indessen sehnte sich doch Jeder bisweilen nach dem Anblicke eines Menschen. Da es nun auf der Insel keinen andern Menschen gab, so belauschten die Feinde einander gern; nur suchte Jeder ungesehen den andern zu erblicken. Ganz abgesondert hielt es keiner länger als einige Wochen aus; dann schlich ein Jeder, sich selbst durch allerlei Vorwand täuschend, der Gegend zu, in welcher er den Feind vermuthete. Traf es sich, daß sie einander begegneten, so schienen sie zu stutzen, warfen sich finstere Blicke zu, und kehrten einander den Rücken. Aber beide kamen zufrieden heim, denn Jeder hatte sich überzeugt, daß außer ihm noch ein menschliches Wesen auf der Insel sei. Es war ein dunkles, doch behagliches Gefühl, welches Jedem zuflüsterte: im Nothfall bist du nicht allein.

Auf einer dieser lauschenden Wanderungen geschah es einst, daß Anselm seinen Feind schlafend erblickte. Er lag im hohen Grase unter einer Kokos-Palme. Anselm näherte sich leise und betrachtete ihn zum ersten Male recht genau. Es war nicht mehr die blühende Gestalt des Jünglings, wie er, von der Heimath her, sich noch ihn dachte, der Gram hatte tiefe Furchen auf seine Wangen gezogen, und Anselm sagte sich leise: Fürwahr, dieser Hektor scheint ein Anderer zu sein, als den ich so lange gehaßt.“

Eben als er dieser Betrachtung nachhing, wand sich eine giftige Schlange dicht neben dem Schlafenden aus

dem Grase hervor. Anselm schauderte. Ungereizt würde sie vermuthlich, wie Schlangen pflegen, fortgekrochen sein, ohne beschädigen zu wollen; aber Hektor, dem von der nahen Gefahr nicht träumte, streckte zum Unglücke gerade in diesem Augenblicke seinen Arm aus, und ließ ihn unsanft auf die Schlange fallen, die sogleich sich gegen ihn ringelte, im Begriffe, ihren Zahn in seine Hand zu drücken.

Gedankenlos, aber blitzschnell ergriff Anselm einen platten Stein, der zu Hektor's Füßen lag, und stürzte damit auf die Schlange, der er in dem Augenblicke den Kopf zerquetschte, als sie schon die Hand des Schlummernden berührte. Es war ein gefährliches Wagestück, denn verfehlte er auf den ersten Streich den Kopf, und traf er etwa den Hals, so daß die Schlange nur ein wenig Raum behielt, den Kopf zu wenden, so war es um ihn geschehen.

Hektor, dessen Hand der Stein nothwendig streifen mußte, erwachte plötzlich, um bei diesem Anblicke zu erstarren. Der Feind kniete neben ihm und quetschte noch immer das Schlangenhaupt mit ganzer Kraft. Hektor begriff, in welcher Gefahr er geschwebt; tief erschüttert war sein Gemüth — aber er verstummte. Anselm, seines Sieges gewiß, stand nun ruhig auf, warf den Stein von sich und ging. Er sah sich nicht wieder um, und Hektor rief ihn auch nicht, obgleich ihm zu Muthe war, als müsse er ihn rufen, und als wolle der Name Anselm! mit Ge-

walt über seine Lippen sich drängen. Beiden gab die Begebenheit für mehrere Tage Stoff zu Selbstgesprächen.

»Ich hätte ihm wohl danken sollen,« meinte Hektor, »doch warum? Hab' ich ihn doch auch von einer nicht minder großen Gefahr errettet und keinen Dank begehrt.« —

Dasselbe dachte Anselm: »Er ist mir sein Leben schuldig, und hat mir nicht einmal ein Gott vergelt's! nachgerufen. Doch wozu? Als er der steigenden Flut mich entriß, hab' ich ihm ja auch nicht gedankt.«

Aber großen Einfluß auf Milderung des Starrsinns beider Theile hatte dieser Zufall doch. So lange Hektor allein sich sagen durfte: ich habe meinem Feinde einen großen Dienst erwiesen; so lange schien dadurch der Abstand zwischen ihm und Anselm noch vergrößert, und er gefiel sich gleichsam in einer gewissen eiteln Großmuth, welche der Versöhnlichkeit nicht beförderlich war. Jetzt mußte er wider Willen sich gestehen, daß sie einander gleich geworden, und wenigstens war nun doch die Wand der Eitelkeit niedergerissen. Auf der andern Seite empfand Anselm nicht allein das Vergnügen, seinem Feinde nichts mehr schuldig zu sein, sondern nährte auch das Bewußtsein, eine edle That vollbracht zu haben. Den Gegenstand einer solchen kann man nicht eigentlich hassen, weil der Gedanke an ihn sich stets mit der Erinnerung an das gethane Gute mischt, und das Licht des Letztern den schwarzen Kern des Erstern sanft umfließt.

Schon fingen Beide an, im Stillen zu unterſuchen, ob ſie, in frühern Jahren, nicht ſelbſt vielleicht dann und wann Veranlaſſung zum ausgebrochenen Unmuthe gegeben? Zwar bekannten ſich Beide in dieſem Punkte nur zu Kleinigkeiten, aber es war doch immer eine Art von Entſchuldigung für den Andern; es milderte doch den Groll ein wenig, und ſchon ertappten ſich Beide nicht ſelten auf dem Wunſche, daß eine Verſöhnung möglich ſein möchte. Nur falſche Scham hielt Jeden noch zurück, den erſten Schritt zu thun. »Er könnte wohl meinen, ich bedürfte ſeiner,« dachte Jeder, und obgleich ſie allerdings Einer des Andern recht ſehr bedurften, ſo wäre doch Jeder lieber umgekommen, ehe er ſich entſchloſſen hätte, dem Andern etwas dergleichen einzubilden.

Indeſſen war die Regenzeit nun wieder herangerückt, und äußerte dieſes Mal auf Hektor's Geſundheit einen verderblichen Einfluß. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, kaum konnte er ſchleichend und wankend ſeine Höhle erreichen.

Das hatte Anſelm von ferne geſehen, und lauerte nun zwei Tage, ob er nicht hervor kommen würde. Als aber Hektor am Morgen des dritten Tages noch nicht erſchien, fühlte Anſelm eine große Bangigkeit. »Sollte er in ſeiner Höhle verlaſſen ſterben? Das wäre mir doch leid!« So flüſterte er ſich näher ſchleichend und immer

näher, bis er schon den Eingang von fern erblickte. Da stand er wieder zögernd und bedenklich. »Gesetzt, er wäre nicht krank, er hätte sich nur des bösen Wetters halber nicht herausgewagt? und ich käme nun mit ungebetenem Diensteifer, würde er meiner nicht spotten? Immerhin! ich muß mich überzeugen, muß wenigstens einmal dicht an der offenen Höhle vorübergehen und einen Blick hinein werfen, als ob es zufällig geschähe.«

Das that er, und gewahrte sogleich, daß er nur allzurichtig vermuthete. Hektor lag ausgestreckt ohne Besinnung, mit starren, gläsernen Augen, mit lechzender Zunge und geborstener Lippe. Anselm überwand sich, ihm näher zu treten, überwand sich sogar, die Worte auszusprechen: »Bist du krank?«

Hektor hörte ihn nicht, und fort eilte Anselm, um eine frische Kokosnuß zu holen, deren Milch er ihm einflößte. Dann füllte er auch die leere Kokosschale, die neben Hektor's Lager stand, mit frischem Wasser. Dann nahm er seinen Feuerzeug zur Hand (denn als er Schiffbruch litt, hatte er zufällig einen in der Tasche) und zündete von dürren Reisern vor der Höhle Feuer an. Dann entfernte er sich einige hundert Schritte, und legte sich hinter ein dickes Gebüsch, um die erste Wirkung seiner Sorgfalt abzulauern.

Ein guter Geiſt hatte ihn gerade in der Stunde herbeigeführt, als Hektor in einer bedenklichen Kriſis lag. Die eingeflößte Milch und das Feuer, welches die Luft in der feuchten Höhle verbeſſerte, unterſtützten die Natur.

Nach einigen Stunden fand der Kranke zum erſten Male ſeine Beſinnung wieder. Mit großen Augen blickte er um ſich. Die ungewohnte Wärme des Feuers that ihm wohl. Wer als Anſelm konnte es angezündet haben? und das friſche Waſſer neben ihm — er erinnerte ſich deutlich, daß ſeine Kokosſchale leer, und er, trotz ſeines brennenden Durſtes, nicht im Stande geweſen, bis zur nahen Quelle zu ſchleichen. Wer als Anſelm konnte die Schale gefüllt haben? — Die Krankheit hatte ſeine Nerven abgeſpannt, ſeinen ſtörriſchen Geiſt überwältigt; er war gerührt. »Ich werde ſterben,« ſagte er mit bebender Lippe, »doch ehe ich ſterbe, möchte ich ihm gern verzeihen.«

Hätte er dieſe Worte laut genug geſprochen, hätte Anſelm ſie vernommen, ſicher wäre der Mildergeſinnte herzugeſtürzt. Aber ſie wurden nur leiſe geflüſtert, und Hektor entſchlummerte ſüß, eingewiegt von der tröſtenden Vorſtellung, daß ein menſchliches Weſen ſich ſeiner angenommen.

Als Anſelm gewahrte, das Feuer werde bald erlöſchen, ſchlich er wieder näher, und bemerkte mit großem Vergnügen, daß Hektor die Kokosſchale geleert, und jetzt eines erquickenden Schlafes zu genießen ſcheine. So-

gleich füllte er die Schale auf's neue, trug noch mehr Holz zum Feuer, und begab sich dann wieder in seinen Hinterhalt, weder Sturm noch Regen achtend. So trieb er es zwei Tage, selten eine Stunde zur Befriedigung eigener Bedürfnisse sich abmüßigend. Einen ganzen Holzstoß trug er zusammen, damit, wenn der Kranke wieder zum Vorschein käme, er ohne Mühe das Feuer unterhalten könnte.

Am dritten Tage endlich hatte er die Freude, den fast Genesenen zwar noch wankend, aber doch mit erneuerten Kräften, aus der Höhle treten zu sehen; ja, Hektor schlich schon selbst zum Bache, um seine Kokosschale zu füllen. Auch Anselm bedurfte der Ruhe, nachdem er so lange, vom Regen durchnäßt, für seinen Feind gewacht und gearbeitet hatte. Er kroch in seine eigene Höhle, und schlief, mit dem Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, viele Stunden hinter einander den süßesten Schlaf. Als er endlich neugestärkt erwachte, sah er eine Stange dicht vor seiner Höhle in die Erde gepflanzt, und an der Stange flatterte ein breites Palmenblatt im Winde. Er stutzte, rieb sich die Augen, stand auf, ging hin und fand mit einem spitzigen Holze die Worte auf das Blatt gekritzelt: Ich danke dir.

So viel hatte Hektor über sich vermocht. Nur den Feind anzureden konnte er sich nicht entschließen, aber daß er gern mehr als Worte zum Danke geben wollte, bewies er bald; denn eines Morgens fand Anselm, mit nicht

geringem Erstaunen, vor seiner Höhle eine Kiste stehen, die mit allerlei nützlichen Geräthschaften und Kleidungsstücken genau zur Hälfte angefüllt war. Hektor hatte sie am Strande gefunden, mit unsäglicher Mühe auf die Insel geschafft, und dort den Inhalt Stück vor Stück auf das Gewissenhafteste getheilt. Sie schien das Eigenthum eines Zimmermanns auf einem, ohne Zweifel gescheiterten, Schiffe gewesen zu sein, und es befand sich nichts darin, was für die Bewohner einer wüsten Insel nicht ein Schatz gewesen wäre.

Die Hälfte dieses Schatzes trug Hektor in der Nacht vor Anselm's Höhle, hoffend, ihm dadurch seine Pflege zu vergelten. Aber Anselm achtete das Palmenblatt mit den Worten: ich danke dir, höher, als diese Kiste. Es kam ihm vor, als wollte Hektor sich mit ihm abfinden. Der Gedanke war ihm unerträglich. Er rührte kein Stück von den Geschenken an, sondern trug es mit einigem Unwillen zurück, fand Hektor am Bache sitzend, und stellte die Kiste schweigend vor ihm nieder. Beider Blicke trafen sich, nur nicht mehr so finster wie vormals; Verlegenheit und Wehmuth schienen darinnen zu kämpfen.

Als nun Anselm mit zögernden Schritten sich entfernen wollte, brach Hektor das Schweigen. »Sie ist dein,« sagte er trocken. — Mit nichten, erwiederte Anselm.

»Ich habe sie gefunden am Meeresstrande.«

So ist sie dein.

»Du haſt mir Gutes gethan, ich mußte dir danken.«

Du haſt mir ſchon gedankt.

»Hätteſt du ſie gefunden, du würdeſt ſie auch getheilt haben.«

Ja, doch hätteſt du die Hälfte von mir angenommen?

Hektor ſchwieg.

Antworte mir auf dein Gewiſſen!

»Hab' ich doch in Todesnoth ein Labſal von dir angenommen.«

Nur in Todesnoth.

»Willſt du mir aus Rache eine unvergoltene Wohlthat aufbürden?«

Du haſt mich die Klippen heraufgezogen, biſt mir nichts ſchuldig.

»Du haſt der Schlange den Kopf zerquetſcht. Wir waren quitt.«

Sollen wir denn ſo genau und ängſtlich einander nachrechnen?

»Wollte Gott, es wäre anders, oder könnte anders werden!«

O Hektor, ſcheint es doch faſt, Gott habe das gewollt, als er uns ſo wunderbar zuſammenführte.

Hektor ſchwieg und ſeufzte. Anſelm fuhr fort mit bewegter Stimme: Mit der Piſtole in der Hand ſah

ich im Vaterlande dich zum letzten Male mir gegenüber stehen.

»An den Küsten Asiens, ohnmächtig auf einer Klippe, sah ich zum ersten Male dich wieder.«

Ein neuer Lebenslauf hat für uns Beide begonnen.

»Hier ist eine Kokosnuß mehr werth, als alle die Kenntnisse, mit welchen ich, bisweilen vielleicht zur Unzeit, mich brüstete.«.

Hier ist ein Nagel kostbarer als der Stachel des Witzes, mit dem ich wohl ehemals, vielleicht aus Uebereilung, Manchen verwundete.

Eine Pause. Dies gegenseitige Bekenntniß ebnete die Bahn.

»Verhältnisse,« fuhr Hektor fort, ernst vor sich hinschauend, »Verhältnisse entzweien nicht selten Menschen, die einander lieben könnten.«

Bisweilen, erwiederte Anselm, löst das Schicksal wunderbar die widrigen Verhältnisse.

»Wir sind die einzigen Bewohner dieser Insel, und müssen vielleicht hier sterben.«

Wir könnten das Jammerleben uns wechselseitig erleichtern.

»Freilich könnten wir das.«

Und warum thun wir es nicht?

»Weil der Beleidigte vergebens hofft, daß der Schuldige sein Unrecht bekennen werde.«

Welcher von uns Beiden ist der Beleidigte?

»Ich bin es.«

Ich.

»Nun ja, wir beide.«

Und welcher ist der Schuldige? — Du schweigst? — Laß uns nur bekennen: auch wir beide.

»Wie es in allen solchen Händeln der Fall zu sein pflegt.«

Aufhetzer legen sich dazwischen, keiner will nachgeben.

»Es wird ein Ehren-Punkt daraus, und die Feindschaft dauert ewig.«

Aber jetzt bewohnen wir einen Punkt der Erde, auf dem der verdammte Ehrenpunkt noch nicht heimisch ist.

»Freilich sollte zwischen diesen Klippen Eintracht herrschen.«

Die Herzen sollten sich aufschließen.

»Wäre dieser Bach der Lethestrom.« —

Hastig ergriff Anselm eine Kokosschale, schöpfte Wasser aus dem Bache, hielt die volle Schale hoch empor, und sah den alten Feind mit einem fragenden Blicke an.

»Trink!« ſagte Hektor, und Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen. Da brachen plötzlich auch bei Anſelm die Thränen hervor und floſſen in die Schale, die er zur Hälfte leerte, dann ſie zitternd ſeinem Gegner reichte. Hektor nahm ſie zitternd, und trank bis auf den letzten Tropfen, und warf die Schale hoch in die Luft, und ehe ſie noch den Boden berührte, lagen Beide einander in den Armen, umklammerten ſich feſt, und ſchluchzten Einer an des Andern Halſe. Jedem war eine ſchwere Laſt vom Herzen gewälzt, jeder fühlte ſich frei, leicht und glücklich — ja glücklich ſogar; denn der Augenblick, in welchem zwei gute Menſchen ihren Groll vertilgend einander in die Arme ſinken, verwandelt die düſterſte Einöde in einen freundlichen Garten. Von nun an waren ſie Brüder, bewohnten nur eine Höhle, und verſüßten einander das traurige Schickſal durch herzliche Eintracht. Beide vermieden anfangs in ihren Geſprächen ihre vormaligen Verhältniſſe zu berühren, doch bald wurde auch dieſe Vorſicht unnütz, und ſie konnten nicht begreifen, wie es möglich geweſen, daß ſolche Kleinigkeiten ſie ſo hart zu entzweien vermochten. Sie fingen an, darüber zu ſpotten. Jeder nahm jetzt freiwillig die Schuld auf ſich, und das war der einzige Punkt, dem ſein Freund widerſprach. Täglich entdeckten ſie an einander neue, gute Eigenſchaften, und faſt täglich fragte jeder ſich ſelbſt im Stillen: Wie konnte ich meinen Freund ſo lange verkennen?

Mit vereinten Kräften des Körpers und der Seele erleichterten sie sich das Leben, und sannen auf Rettungsmittel. Daß nie ein Schiff hier landen könne, schien leider gewiß. Nicht einmal ein Boot durfte es wagen, der schrecklichen Brandung zu trotzen. Aber sie hatten in der Kiste, die der Sturm an's Ufer geworfen, auch eine alte hundertjährige Reisebeschreibung von Franz Pyrard gefunden, aus welcher sie lernten, daß die Kanäle zwischen den maldivischen Inseln selten mehr als eine Tiefe von zwanzig Faden haben, und daß man zur Zeit der Ebbe sogar durchwaten könne, wobei das Wasser oft nicht höher, als bis zum Gürtel steige; nur, hieß es, ein solcher Durchgang sei gefährlich wegen der Haifische, auch der Boden mit spitzigen Klippen besäet.

Doch hier blieb keine Wahl. Sie mußten entweder auf die Hoffnung verzichten, jemals wieder in die bewohnte Welt zurückzukehren, oder das kühne Wagestück unternehmen. Die nächste Insel schien nicht weiter, als etwa eine deutsche Meile entfernt. Sie hatten bisweilen dort Rauch aufsteigen sehen, folglich war sie nicht ganz unbewohnt.

Anselm und Hektor machten sich eine Art von Lanzen, indem sie einige große Messer an der Spitze eines langen Bambus-Rohres befestigten. Das waren die einzigen Waffen, mit welchen sie die Haifische abzuwehren hofften, überhaupt Alles, was sie von ihren kleinen Habseligkeiten mit sich nahmen, um durch keine Last den be-

denklichen Gang noch mehr zu erschweren. Ein Hemd und ein leinernes Beinkleid war ihre ganze Bedeckung. So ausgerüstet, erwarteten sie betend am Ufer die niedrigste Ebbe; sobald sie eingetreten war, schwang Anselm die Lanze über dem Haupte, rief: In Gottes Namen! und sprang in's Wasser. Hektor folgte.

Einige hundert Klafter lang war der Boden mit weichem Sande bedeckt, das Wasser reichte kaum bis an die Knie, und dieser Anfang erhöhte ihren Muth. Sie verdoppelten die Schritte. Doch bald geriethen sie auf Stellen, wo zwischen Korallenzacken der Fuß nur selten ohne Verwundung ein Plätzchen fand. Die Tiefe nahm zu. Das Wasser stieg oft bis an die Brust, bis an das Kinn; man konnte nur sehr langsam vorwärts schreiten, denn bei jedem wankenden Schritte war man in Gefahr zu fallen, dabei von heftigen Schmerzen gepeinigt; das Blut der zerrissenen Füße färbte schon das Wasser.

Hektor, dem von seiner Krankheit noch immer eine Schwäche zurückgeblieben, ermüdete zuerst, und jammerte, daß ihm unmöglich sei, weder das jenseitige, noch das verlassene Ufer zu erreichen, denn sie befanden sich ungefähr in der Mitte des Kanals. Anselm sprach ihm Muth ein, und ermahnte ihn, seine Augen nur stets auf die Insel zu richten, die jetzt schon so nahe vor ihnen lag, daß sie sogar an deren Ufer eine Hütte erkennen konnten. »Es ist noch um eine böse Stunde zu thun,« rief er dem stöh-

nenden Freunde zu, »so sind wir unter Menschen und gerettet.«

Hektor raffte alle seine Kräfte zusammen und folgte wieder eine Weile schweigend: aber plötzlich trat er sich eine scharfe Korallenspitze in den Fuß, schrie laut auf: ich sinke! und wäre in der That gesunken, wenn nicht Anselm ihn beim Arme ergriffen hätte. »Laß mich los,« sagte Hektor, »ich kann nicht weiter — ich muß hier eine Beute der Haifische werden — lebe wohl — lebe glücklich — laß mich los!«

»Das sei fern!« erwiederte Anselm, »so wahr mir Gott helfe! ohne dich will ich meinen Fuß nicht an jene Insel setzen. Du siehst, die Tiefe des Wassers nimmt schon ab, wir sind dem Ziele nahe. Ermanne dich.«

»Ich kann nicht mehr,« antwortete Hektor, »mein linker Fuß ist unbrauchbar; laß meine Qual mich schnell enden.«

»Ich bin noch stark,« rief Anselm, »steig' auf meinen Rücken, umklammere meinen Hals! Geschwind, hier ist kein Augenblick zu verlieren, auf daß die Flut uns nicht ereile!«

Hektor weigerte sich: »Wie kannst du mich hinüberschleppen, da schon dem Einzelnen jeder Schritt mühselig wird? Sicher kämen wir beide um.

»Wie Gott will!« sagte Anselm, »ich mag ohne dich nicht leben. Versuche es, umschlinge mich!« Und er zwang den Freund, seinen Rücken zu besteigen. Allerdings hatte er seinen Kräften zu viel getraut, und wäre nicht, nachdem er hundert Schritte fortgetaumelt war, der Boden sandig und eben geworden, so hätte er seinem edlen Bestreben unterliegen müssen. Mehr als einmal sah er sich genöthigt, die liebe Bürde abzusetzen, und eine Minute lang auszuruhen, obgleich die Flut schon ziemlich schnell wieder zu steigen begann. Spätestens in einer halben Stunde mußte er das Ufer erreichen, oder es war um Beide geschehen. Er nahm, zur letzten Anstrengung, allen Muth, alle Kräfte noch einmal zusammen, und keuchend erstieg er endlich das Ufer, wo er sogleich, völlig erschöpft, in den Sand fiel, und der dankbare Hektor, so gut er konnte, forthinkte, um in der Hütte, die sie von Ferne gesehen, Erquickung für seinen Retter zu suchen. Er fand dort eine kleine, freundliche Familie, die nur zu gewissen Jahreszeiten sich hier aufhielt, um Kokosnüsse zu sammeln, aus welchen sie Oel preßte.

Es ist überhaupt auf den maldivischen Inseln nicht Sitte, Schiffbrüchige zu Sklaven zu machen. Hektor wurde gastfrei mit indischer Höflichkeit aufgenommen, und als seine Geberdensprache die Bewohner der Hütte errathen ließ, daß ein Hilfsbedürftiger am Strande liege, eilte sogleich das Haupt der kleinen Familie mit einer Kalebasse

voll Rhum dahin. Dies stärkende Getränk, dessen Anselm schon so lange entbehrt hatte, wirkte jetzt um so kräftiger auf ihn. Erquickt stand er auf, wurde von dem Insulaner nach der Hütte geleitet, und fühlte, nach einem langen, festen Schlafe, sich so stark als zuvor.

Mehrere Wochen brachten die Freunde bei diesen guten Menschen zu, so lange nämlich die Sammlung der Kokosnüsse währte, wobei sie treulich halfen, und ein wenig von der Sprache der Maldivier zu erlernen suchten. Als die Ernte vorüber war, nahm man sie mit auf ein großes Boot, und führte sie zu einer andern, größern, ziemlich bevölkerten Insel, wo sie, nicht minder gastfrei behandelt, bald Gelegenheit fanden, sich nach Malee zu begeben, der Residenz des Königs, mit einem bequemen Hafen, in welchem öfter fremde Schiffe landen. Hier trafen sie zum Glück einen braven Amerikaner, der vormals auch in Hamburg gewesen, und Hektor's Oheim wohl gekannt hatte. Von diesem erfuhr Hektor zu seiner großen Freude, daß das Schiff, von welchem die Aufrührer ihn verstoßen hatten, in Neu-York als verdächtig angehalten worden; daß die Bösewichter ihr Verbrechen gestanden, und ihren Lohn empfangen, wie auch, daß ein vormaliger Korrespondent seines Oheims für Schiff und Ladung Sorge getragen, und Nachricht von dem Vorfalle nach Europa ertheilt habe, um entfernte Verwandte aufzufordern, die Erbschaft in Empfang zu nehmen, weil man den, in des Verstorbenen Papieren als Erben bezeichneten Neffen für todt hielt.

Der Amerikaner bot den Freunden unentgeltlich sein Schiff zur Ueberfahrt an. Voll neuer Hoffnung kam Hektor nach Neu-York, und fand dort bereits einen jüngern Bruder, der zu der Erbschaft sich gemeldet hatte, doch seinen Ansprüchen gern entsagte, als er den geliebten, verloren geglaubten Bruder in die Arme schloß.

Die Ladung ward zu Gelde gemacht. Auch das Schiff verkaufte Hektor, und sah sich im Besitze eines Vermögens von 60,000 Thalern. Sogleich trug er die Hälfte zu Anselm, der sich standhaft weigerte, sie anzunehmen, weil er Hektor's Bruder nicht berauben wollte. »Du bist mir mehr als Bruder geworden,« sagte Hektor. »Wenn du nicht mit mir theilen willst, so wollte ich lieber, ich läge wieder in meiner Höhle und sähe das Feuer brennen, welches du angezündet, als du noch mein Feind warst. Mir bleibt noch genug und mehr, als ich und mein Bruder bedürfen.«

Der edle Wettstreit währte lange. Endlich kam man überein, es solle Jeder gleichen Theil an der Erbschaft haben, und eine gemeinschaftliche Handlung errichtet werden, unter der Firma: Die Gebrüder Hektor und Anselm. So geschah es. Sie schifften nach Europa und erschienen Arm in Arm in ihrer Vaterstadt, zum großen Erstaunen aller Mitbürger, die einst Zeugen ihres unversöhnlichen Hasses waren.

»Wie ist das zugegangen?« wurde oft gefragt. »Sehr natürlich,« antworteten die Freunde. »Wir hatten uns verkannt, und würden bei der Fortdauer unserer damaligen Verhältnisse uns nie haben kennen lernen. Jeder Mensch hat seine guten Eigenschaften, nur ist der Feind blind für sie. Aber man setze ihn mit dem Gehaßten auf eine wüste Insel, so wird er sie erkennen und sein Groll bald ersticken.«

»Merkt euch das, Jünglinge!« so sprach bei dieser Gelegenheit ein ehrwürdiger Greis zu seinen Söhnen, »und weil das Schicksal nur selten zwei Feinde auf einer wüsten Insel zusammenführt, so wartet nicht auf solch ein wundervolles Ereigniß, sondern denkt euch immer in diese Lage, wenn euch der Haß beschleichen will. Sucht das Gute an euern Feinden auf, kommt ihnen mit Wohlwollen entgegen, und was gilt's, ihr werdet oft mit Erstaunen wackere Männer finden, die ihr verkanntet, und die, durch euer Wohlwollen entwaffnet, vielleicht eure besten Freunde werden.«

Die Gefahren der Einbildungskraft.

Wilibald war eines reichen Mannes Sohn in Holland. Glück und Natur hatten ihn zu ihrem Liebling erkoren, und mit ihren Gaben ausgestattet. Ein offener Kopf, ein empfängliches Herz, ein klarer Verstand, ein rasches Gefühl, alles das verbunden mit einer eisernen Gesundheit in einem schönen Körper — was blieb ihm noch zu wünschen übrig? — Ein Zügel für die Einbildungskraft, die alle ferne Gegenstände mit glänzenden Farben malt, und jede Wolke am Himmel in einen Thron verwandelt, auf dem man sitzen möchte. Mit dieser gefährlichen Gabe hatten ihn die Feen allzureichlich beschenkt; sie los zu werden, hätte er wünschen sollen, weil sie nur ein Leben voll Täuschungen schafft, deren jede, gleich bösen Pocken, eine Narbe zurückläßt. Glücklich noch, wenn nicht zu spät eine theuer gekaufte Erfahrung das vernarbte Herz heilt!

Schon als Knabe zeigte Wilibald den gefährlichen Hang, das Feine, Unbekannte mit allen Reizen zu schmücken, die nothwendig sein heftiges Verlangen darnach erregen mußten, da hingegen, was er besaß, und wäre es auch zehnmal schöner gewesen, ihn nimmer befriedigte. Er hatte einen allerliebsten kleinen Wagen, lackirt und vergoldet, den gab er einem Straßenjungen für einen papiernen

Drachen. Er besaß eine Leier, welche die schönsten Gassenhauer spielte, die vertauschte er gegen eine Rohrpfeife von Weidenrinde. Immer dachte er sich den Genuß der Dinge, die nicht sein waren, unaussprechlich süß, und immer fand er am Ende, wenn er sie durch große Opfer sich zugeeignet hatte, daß er ihren Werth viel zu hoch angeschlagen. Am Weihnachtfeste pflegten seine Eltern ihn köstlich zu beschenken, aber sie mochten ihre Gaben noch so übermäßig spenden, sie erreichten doch nie die glänzende Vorstellung, welche der Knabe sich Wochen lang zuvor davon eingebildet hatte.

So ging es ihm auch mit Allem, was berühmt war. Auf einer Reise nach der Schweiz nahm sein Vater ihn mit, und zeigte ihm den Rheinfall bei Schaffhausen. Aber Wilibald hatte stets den höchsten Kirchthurm seiner Vaterstadt zum Maßstabe dieses Falls angenommen und konnte nun nicht begreifen, warum man so viel Wesen davon machte? — Einen berühmten Trauerspieldichter, dessen Werke ihn entzückten, dachte er sich als eine Heldengestalt, war begierig ihn zu sehen, und nicht wenig verwundert, als er ihn klein und bucklicht fand.

Hätten nur die mannigfaltigen Erfahrungen, die er schon in seiner Kindheit auf diese Weise machte, ihm in spätern Jahren als Warnungstafeln vorgeschwebt! Allein es schien vielmehr, als ob seine Einbildungskraft immer

üppiger sich ausbreitete, und die Vernunft immer mehr verdrängte; gleich der Vanille, die eine so würzhafte Bohne trägt, aber doch nur eine Schlingpflanze ist, die den gesunden Baum, um den sie sich windet, erstickt.

Als Wilibald ein Jüngling geworden, und seine künftige Bestimmung wählen sollte, da reizten ihn alle Stände, weil er keinen derselben kannte. Bald wollte er Advokat werden — denn wo gab es einen schönern Beruf, als den, die Unschuld eines Angeklagten zu vertheidigen? — Bald Prediger — denn was konnte herrlicher sein, als an jedem Sonntage auf der Kanzel die Menschen zu rühren und zu bessern? — Bald Soldat — denn was rühmlicher, als für das Vaterland zu kämpfen? was lockender, als in bunter Uniform die Augen auf sich zu ziehen? — Wenn man ihn dagegen an die mancherlei Beschwerden eines jeden Standes erinnerte, so schien seine Fantasie plötzlich gelähmt; er dachte sich wohl Beschwerden, aber nur als einen Begriff, er gestaltete sie nicht; er ließ den Hintergrund im Nebel, und schmückte blos die Figuren im hellen Vorgrunde mit den schönsten Blumen.

Während er noch so schwankte, welchen Stand er ergreifen sollte, kam eine herumziehende Schauspielergesellschaft in seine Vaterstadt. Wilibald stand zum ersten Male vor einer Bühne, und war hoch entzückt. Die schön-

sten Werke der Dichtkunst lebendig darzustellen; an jedem Abend lauten Beifall einzuernten; auf ein großes Publikum so unmittelbar zu wirken; das schien ihm nicht allein das glänzendste, das poetischste, sondern auch das nützlichste Leben. Einen höhern Genuß — dachte er — kann kein Stand auf der Welt gewähren! Täglich lebt der Schauspieler in einer reizenden Ideenwelt, und da er unaufhörlich die Tugend liebenswürdig darstellt, das Laster dem Abscheu oder dem Spotte Preis gibt, so muß er nothwendig selbst zu den besten Menschen gehören. Welch ein Glück, unter lauter so trefflichen Menschen zu leben? —

Sein Vater lachte ihn aus, und hielt es für eine der gewöhnlichen Schwärmereien, die so oft bei ihm wechselten. Aber siehe da, als jene herumziehende Truppe die Stadt verlassen hatte, war bald nachher auch Wilibald verschwunden. Nur auf der Bühne hatte er bis jetzt die sämmtlichen Mitglieder gesehen, und dort, nach Maßgabe ihrer Rollen, Bewunderung, Ehrfurcht, Liebe, oder auch Haß und Abscheu für sie empfunden. Der Direktor als Wallenstein und dessen Tochter als Thekla hatten ihn vorzüglich interessirt; er dachte sich jenen als den ehrwürdigsten Greis, diese als das zarteste weibliche Geschöpf, und mit dieser Erwartung trat er in des Herrn Direktors Zimmer, der eben betrunken war, und seinem Zettelträger ein paar Ohrfeigen gab, weil er die Zettel, statt sie herum zu tragen, in einer Gewürzbude für ein Glas Brannt-

wein verkauft hatte. Die holde Thekla saß bei dieser Scene auf einer gemalten Rasenbank, und flickte mit blaurothen Händen ihr Tuch. Ein paar Kinder spielten auf der Erde in den Kleidern der Genien aus der Zauberflöte, weil ihre eigenen gewaschen wurden. Auf dem Tische lag, umgewendet, ein Türkenbund, aus welchem der Herr Direktor vor der Hand Tabak stopfte.

Wilibald stutzte, als er sich auf einmal aus den Zauberpaläſten seiner Fantasie in diese rohe Wirklichkeit versetzt sah; indessen brachte er seinen Wunsch geziemend an, ein Mitglied dieser ehrwürdigen Gesellschaft zu werden. Wallenstein maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen, und blies ihm eine dicke Rauchwolke in's Gesicht. Nach einer Pause hub er an: »gut gewachsen und auch hübsche Kleider auf dem Leibe. Der Herr will engagirt sein? Dazu kann Rath werden. Wie ist's mit der Stimme? Spreche der Herr einmal so recht aus Leibeskräften.« Wilibald erhub die Stimme, und Wallenstein war zufrieden.

»Aber kann der Herr auch lesen und schreiben? — Zwar mit dem Schreiben nehme ich's nicht so genau, aber lesen muß der Herr fix und deutlich, darauf halte ich große Stücke.« Voll Erstaunen fragte Wilibald, ob es möglich sei, die erhabenste der Künste zu üben, ohne die gemeinste zu verstehen? »O ja,« erwiederte Wallenstein, »ich habe selbst einen Helden unter meiner Bande, es ist so

ein tüchtiger Kerl im Schreien und Luftsägen, aber lesen kann er nicht, wegen des Rolleneinstudirens hat der Soufleur immer seine liebe Noth mit ihm.» Wilibald versicherte bescheiden, daß er in mehreren Sprachen lesen und schreiben könne. »Desto besser,» sagte der Herr Direktor, »so kann Er die Schwalgees (Chevaliers) spielen. Aber da wird Er auch wohl eine rasende Gage begehren? Viel gebe ich nicht.»

»Ha! wie entfaltete sich plötzlich jede Runzel in Wallenstein's gefurchtem Antlitz, und wie feurig glänzte die rothe Nase, als Wilibald erklärte, er sei wohlhabend und nicht gesonnen, die schöne Kunst um Geld zu treiben; er begehre nichts als das Vergnügen, an jedem Abend eine Rolle zu spielen. Alsobald wurde ihm ein schwarz gerauchter Pfeifenstummel sammt dem gefüllten Türkenbunde dargeboten, und Thekla befehligt, daß sie den Kaffeesatz noch einmal abkochen sollte. Wilibald verbat sich alle Erfrischungen und lud die ganze Gesellschaft zum Mittagsmahle in das Wirthshaus, in welchem er abgetreten war. Dies große Wort verursachte ein gewaltiges Getümmel. Der Zettelträger mußte sogleich herumlaufen, die Probe abbestellen, hingegen ansagen, daß jedes Mitglied sich Punkt zwölf Uhr unausbleiblich im goldenen Hirsch einzufinden habe, wo ein neuer berühmter Schauspieler mit einem Schmause debutiren werde. Keiner blieb aus, Wilibald hatte das Vergnügen, mitten unter den Kunstjüngern zu

ſitzen, die er ſo oft bewundert, und die ihn jetzt um die Wette liebkoſten.

Zum Unglücke ließ er es an Wein nicht fehlen. Der tückiſche Bacchus trieb ſein Spiel mit den Muſen, und als die Mahlzeit zu Ende ging, lag Wallenſtein unter dem Tiſche — Thekla ſetzte ſich dem Schneider Fips auf den Schooß — Octavia umarmte den Rochus Pumpernickel, und Regulus empfing eine Ohrfeige von ſeiner Frau, dem Donauweibchen, weil er ihr vorgeworfen hatte, ſie habe ſeinen meerſchaumenen Pfeifenkopf verſetzt.

Wilibald ſaß beſtürzt und blickte mit großen, aber trüben Augen von einer Gruppe auf die andere. Alle die ſchönen Gemälde ſeiner Fantaſie verwandelten ſich in Zerrbilder; ihn ahnte, er habe ſich getäuſcht. Da trat Marinelli zu ihm, ein ältlicher, verſtändiger Mann, gegen den Wilibald einen Groll hegte, weil er ihn lauter Böſewichter hatte ſpielen ſehen, der aber jetzt der einzige Nüchterne in der Geſellſchaft war. »Junger Mann,« ſagte er, »Sie dauern mich; Sie ſcheinen eines beſſern Loſes würdig. Vielleicht hat ein Unglücksfall oder eine jugendliche Verirrung Sie zu dieſem Schritte bewogen. Doch, wenn es noch Zeit iſt, ſo beſchwöre ich Sie, thun Sie ihn zurück! Glauben Sie einem alten erfahrnen Manne, der leider keinen andern Nahrungszweig mehr hat! — Zwar dürfen Sie nicht nach dem, was Sie hier ſehen, unſern

ganzen Stand beurtheilen, bewahre der Himmel! es gibt redliche, wackere Männer unter uns, und manche brave Frauen; aber — auch bei den sittlichsten Bühnen finden sie stets weit mehr Egoismus als Kunstliebe; überall Rollenneid, Ruhmneid und Kabale, und, wenn Sie das alles überwunden haben, so finden Sie ein stumpfes, gleichgiltiges Publikum, das gewöhnlich klatscht und pocht, ohne zu wissen, warum."

Während die übrigen den Rausch ausschliefen, erzählte Marinelli dem Jüngling seine Geschichte. Sie war nicht blos lehrreich, sondern auch herzergreifend; sie wirkte auf Wilibald's Fantasie, und das war der einzige Weg, wie man auf ihn wirken konnte. Er drückte dem Alten gerührt die Hand, und fragte ihn, ob er wohl das glänzende Jammerleben gegen einen stillen Dienst auf einem von seines Vaters Gütern vertauschen wolle? »O mit Freuden!" sagte Marinelli, und Wilibald ließ anspannen. Als die Gesellschaft endlich auf und in's Komödienhaus taumelte, um Nathan den Weisen ohne Probe zu spielen, waren Wilibald und sein Begleiter schon viele Meilen weit. Heimkehrend warf er sich in des bekümmerten Vaters Arme, gestand, ihn habe seine Fantasie diesmal grausam getäuscht, und stellte ihm den rechtschaffenen Marinelli als seinen Retter vor. Der Vater war im Grunde froh, daß Wilibald diese Erfahrung gemacht. Er hoffte, sie werde auch bei andern Gelegenheiten eine heilsame Nach-

wirkung äußern, und versorgte gern den alten, seines Standes übersatten Musensohn.

Doch in der schönen Hoffnung, seines Sohnes Einbildungskraft habe einen Zügel gefunden, sah er sich bald betrogen. Damals — es war in den siebziger Jahren — hatten sich die Neger in Surinam gegen ihre grausamen Herren empört, und sich scharenweise in die Wälder geflüchtet, aus welchen sie nun bei Nacht die Pflanzungen überfielen, und rachdurstig plünderten und mordeten. Es war um die ganze Kolonie geschehen, wenn nicht schleunig Truppen dahin gesandt wurden. Man errichtete zu diesem Zwecke in Holland ein Regiment, und kaum vernahm es Wilibald, als seine Fantasie erglühte, und einen Feldzug in Südamerika im reizendsten Lichte ihm darstellte. Welch ein mildes, warmes Klima! welche Früchte! wohlhabende, fleißige Menschen, und das Verdienst, Rebellen zu besiegen, einer ganzen Kolonie die Ruhe wieder zu geben — nein, diesen Bildern widerstand er nicht. Er ließ nicht ab, seinen Vater mit Bitten so lange zu bestürmen, bis dieser endlich seufzend nachgab.

Wilibald wurde als Lieutenant angestellt, und schiffte nach Surinam mit den glänzendsten Erwartungen. Diesmal glaubte er sich nicht getäuscht, als nun die Stadt Paramaribo so anmuthig vor ihm lag, die nahen Wälder mit üppigem Grün geschmückt, die Luft von den lieb-

lichsten Düften geschwängert. Zahllose Böte, hin und her schwankend, belebten den breiten Strom. Die fröhlichen Einwohner wimmelten am Ufer und empfingen die Kommenden mit herzlicher Gastfreiheit. Der Gouverneur gab ihnen sogleich ein prächtiges Mittagsmahl, wo die ausgesuchtesten Leckereien in silbernen Schüsseln den Gaumen reizten, die würzhaftesten Weine den Durstigen erquickten. Ein Schwarm von hübschen Negerinnen und Mulatten-Mädchen bedienten sie bei der Tafel. Sie gingen Alle, nach Landessitte, bis zu den Hüften nackend, von da an waren sie in den feinsten indischen Musselin gekleidet, der Körper und die Arme mit goldenen Ketten und Blumen geschmückt.

»Surinam ist ein Paradies!« rief Wilibald, als er am Abend sich schlafen legte. Etwas gemäßigter war sein Entzücken, als er am Morgen erwachte, und Gesicht, Brust, Hände ganz getigert fand. Myriaden Muskitos — man pflegte sie wegen ihres Summens des Teufels Trompeter zu nennen — hatten ihn umschwärmt und gestochen. Er mußte sich mit Citronensaft waschen, um die Schmerzen zu erleichtern. Indessen vergaß er diese Beschwerde bald, da die reichen Pflanzer ihn mit Gastfreundschaft überhäuften, und die schönsten Damen ihm um die Wette liebkosten; denn es ist ein Sprichwort in Surinam geworden, daß die dortigen Frauenzimmer und die Muskitos am liebsten neue Ankömmlinge suchen.

So lebte er denn einige Wochen in den angenehmsten Zerstreuungen, und segnete den Augenblick, indem er sich zu diesem Zuge entschlossen. Doch nun rückten die Truppen in's Feld, oder vielmehr in Sumpf und Wald. Wilibald wurde mit zwei Barken nach dem Cottica-Fluß beordert, um dort zu kreuzen. Der einzige Erfrischungsort, den er unterwegs antraf, hieß Devil's Harbour (Teufels-Herberge), wegen seiner Ungesundheit mit Recht so benannt. Dort fand er auch ein sogenanntes Hospital, in welchem das Elend jede Beschreibung überstieg. Er schiffte weiter bis zu dem ihm angewiesenen Standpunkte, wo nur Wasser, Wald und Himmel ihn umgaben, eine düstere Einöde, in der keine Spur von Menschen zu entdecken war. Von dort aus kommandirte er die eine Barke, seiner Instruktion gemäß, noch höher hinauf. Er selbst blieb wo er war, und suchte vergebens Mittel, die traurige Lage sich zu erleichtern. Am Ufer durfte man nicht einmal die Speisen kochen, aus Furcht, von den Negern überfallen zu werden; es mußte, trotz der Feuersgefahr, auf der Barke geschehen. Doch alle Elemente schienen sich zu verschwören; der Regen strömte gleich einer Sündflut nieder, und nur verstohlen durfte man Athem schöpfen, um nicht eine Schar von Muskitos in sich zu saugen. Dieses Geschmeiß gönnte Keinem Ruhe und verließ die Schlafenden nur am Morgen mit Blut und Beulen bedeckt. Täglich mußte Wilibald Kranke nach der Teufelsherberge schicken, und täglich kamen deren auch von der andern Barke, um gleich-

falls in das elende Hospital geschleppt zu werden, und mit jedem rückkehrenden Boote die Nachricht kam, daß wieder einige Mann gestorben*). Frisches Fleisch mangelte gänzlich. Dann und wann wurde eine Meerkatze geschossen, und als ein Leckerbissen verzehrt. Die Zahl der Mannschaft verminderte sich täglich, und die noch lebten, waren mit ekelhaften Geschwüren bedeckt. Das Elend stieg auf's höchste. Wilibald selbst erkrankte, und hatte im hitzigen Fieber nichts als einen Trunk Wasser, den ein Neger ihm gleichgiltig reichte. Seine Jugendkraft siegte.

Als er endlich von diesem schrecklichen Posten erlöst wurde, und seine dahin geführte Mannschaft überzählte, waren von fünf Offiziers noch zwei, und von vierundfünfzig gesunden Leuten zwei Korporals und fünfzehn Gemeine übrig. Er murrte, aber bereute seinen Entschluß noch nicht, vermeinend, es würde ihm ein glücklicheres Los getroffen haben, wenn man ihn mit in die Wälder geschickt hätte, um die empörten Neger aufzusuchen. Auch dieser Wunsch wurde erfüllt, doch er stutzte nicht wenig, als er den Marsch nun wirklich antrat. An gebahnte Wege war nicht zu denken. Ein Trupp Neger mußte mit Beilen voran, um einen Fußpfad durch's Gesträuche zu hauen. Bald war man gezwungen, bis über die Hüften im Schlamme zu waten,

*) Diese Beschreibung ist buchstäblich wahr, und aus Stedmann's Reisen entlehnt.

bald über umgestürzte Bäume zu klettern, wobei der ganze Körper von Dornen zerrissen, von wilden Bienen gestochen, von Ameisen zerfressen, von der brennenden Sonne gebraten wurde; viele blieben liegen und verschmachteten, andere wurden in Hangematten nachgetragen.

Sobald die Sonne unterging, umhüllte sie Alle die finstere Nacht. Die Wanderer mußten dann auf's Geradewohl forttappen, oder im Sumpfe sich lagern, auf die Gefahr, eine Klapperschlange, oder sonst ein giftiges Gewürm, zum Schlafgesellen zu erhalten. Dann brüllten die Tiger um sie her, und sie durften diese Gäste nicht einmal durch Feuer oder Geschrei vertreiben, um sich den lauernden Rebellen nicht zu verrathen. Wurden sie von diesen überfallen, so entging Keiner dem grausamsten Tode.

Gesetzt aber auch, die ganze Expedition lief glücklich ab — gleich der, an deren Spitze jetzt Wilibald ausgezogen — worin bestand dies Glück? — Einige Neger wurden gefangen und verstümmelt, einige Dörfer in Flammen gesteckt, einige Pflanzungen von Reiß und Hauswurzeln zerstört. Nach solchen Triumphen kehrte der junge Held nach Paramaribo zurück, und hatte abermals mehr als die Hälfte seiner Mannschaft eingebüßt, lag selbst wiederum viele Wochen krank in seiner Hangematte, und es wuchsen ihm Würmer unter den Nägeln. Er konnte sich nicht länger verhehlen, daß dieses Leben eine ununterbrochene Höl-

lenqual sei, allein er tröstete sich immer noch mit dem Gedanken: »es sind doch brave Leute, für die ich mich aufopfere, diese gastfreien Pflanzer mit ihren liebenswürdigen, zuvorkommenden Frauen, die täglich in Gefahr stehen, von grausamen Rebellen geplündert und ermordet zu werden. Ich bereue es nicht, um ihretwillen so viel erduldet zu haben. Noch im höchsten Alter wird mir die Erinnerung Freude machen, wenn ich erzählend unter meinen Kindern und Enkeln sitze.«

Sogleich malte ihm die schöpferische Einbildungskraft einen lieblichen Kreis von Kindern und Enkeln, in deren Mitte er mit grauen Haaren sich seiner Thaten rühmte, und dieses Bild tröstete ihn über alles Ungemach. Vollends vergaß er dessen, als er nun wieder gesund wurde und die Einwohner ihn um die Wette zu ihren Freudenfesten luden. Aber indem er so von einer Pflanzung zur andern fuhr, lernte er nun auch den Zustand der Neger kennen, und erwachte aus seinem Traume mit fürchterlichen Zuckungen.

Er sah einen jungen, schönen Neger traurig herum hinken, während die andern fröhlich tanzten; man hatte ihm die Sehnen am Fuße zerschnitten, weil er einst entsprungen war. Einem andern sah er die Zähne ausgebrochen, weil er von dem Zucker, den er selbst mühsam baute, ein Stückchen entwendet hatte. Einen Greis erblickte er an

einen Ofen gefesselt, in welchem Rhum destillirt wurde. Mit Geschwüren bedeckt ächzte der Alte Tag und Nacht bei der Glut des Feuers. Ein Knabe trug ein Halsband mit Stacheln, so, daß er nur sitzend oder stehend schlafen konnte. Ein Anderer bewohnte ein Hundshäuschen, lag an der Kette wie ein Hund, und mußte die Vorübergehenden anbellen. Ein Dritter ächzte im spanischen Bocke, das heißt, die Hände waren ihm vorne zusammengebunden, die Knie zwischen den Armen durchgezwängt, dann hatte man durch den Triangel, welchen die Kniekehlen mit den Armen bildeten, einen Pfahl gebohrt und diesen in die Erde getrieben, so, daß das arme Schlachtopfer sich eben so wenig rühren konnte als ein Todter. Und wenn Wilibald schaudernd nach den Verbrechen aller dieser Unglücklichen forschte, so hatte Jener einen Versuch gemacht, zu entfliehen, dieser ein wenig Rhum gestohlen, ein Dritter wohl gar nur scheel dazu gesehen, wenn sein geliebtes Weib von einem wollüstigen Verwalter mißhandelt wurde. Nicht selten mußte Wilibald hören, daß ein Neger unter den Martern seines grausamen Herrn den Geist aufgegeben, und wenn er mit empörtem Gefühle fragte: welche Strafe empfängt der Herr für solche That? so antwortete man ihm lächelnd: Keine, es wäre denn, daß ein Weißer als Zeuge gegen ihn aufträte, denn das Zeugniß eines Sklaven ist ungiltig.

»Und die Strafe in diesem Falle?«

»Ein Stück Geld. Aber ein kluger Herr kann sich auch das ersparen. Will er eines Sklaven sich mit guter Manier entledigen, so nimmt er ihn mit auf die Jagd, läßt ihn das Wild auftreiben, und schießt ihn nieder, als sei es durch Zufall geschehen, dann ist weiter keine Rede davon. Oder er läßt den Sklaven im Walde nackend an einen Baum binden, unter dem Vorwand, ihm die Glieder auszudehnen, wo ihn die Muskitos in einigen Tagen zu Tode martern.«

Auf einer Pflanzung hatte Wilibald ein sehr hübsches, schlankes Mädchen von fünfzehn Jahren bemerkt. Als er bald nachher wieder dahin kam, erkannte er das arme Kind nicht mehr. Auf Befehl ihrer eifersüchtigen Gebieterin hatte man ihr ein glühendes Eisen auf Stirn, Wange und Mund gedrückt, auch die Sehnen an den Füßen durchgeschnitten. Sie war nun ein häßlicher, elender Krüppel.

Diese Gräuel empörten des Jünglings Gemüth auf's Höchste, und eine Begebenheit, von der er selbst Zeuge war, machte ihn fast wüthend. Eine schöne, ihrer Geistesbildung und Sanftmuth halber berühmte Dame lud ihn zu einer Spazirfahrt auf dem Strome in einer geschmückten bequemen Barke. Er saß mit ihr an einem Ende des Bootes, das Wetter war angenehm, die Unterhaltung lebhaft — aber am andern Ende schrie ein Negerkind an der

Mutter Bruſt, und konnte nicht zum Schweigen gebracht werden. Da ſagte endlich die Dame ganz gelaſſen: »Bringt mir das Kind her!« Die Mutter gab es ihr zitternd, und — ſie ſchleuderte es in's Waſſer. Die kreiſchende Mutter ſprang augenblicklich hinter drein, wurde aber von den Negern ſogleich wieder aufgefiſcht, und bekam für ihre Verwegenheit vierhundert Geißelhiebe, indeſſen ihr Kind, ſein Aermchen noch einmal emporſtreckend, von den Wellen fortgeführt wurde. Wilibald ſaß verſteinert bei dieſem gräßlichen Schauſpiele, und ſtarrte die ruhige Mörderin an. So bald er ſich wieder beſinnen konnte, wollte er ſie ſelbſt über Bord ſtürzen. Sie ſchrie, er ſei wahnſinnig. Ihre Leute mußten ihr zu Hilfe kommen. Erſchrocken ließ ſie am nächſten Ufer landen; Wilibald ſprang aus dem Boote, und verfluchte den Augenblick, wo ſeine Fantaſie in dies vermeinte Paradies ihn gelockt.

»Großer Gott!« rief er ſchmerzlich, »für ſolche Menſchen habe ich meinen Degen gezogen und tauſendfache Beſchwerden erlitten! — Rebellen wären jene Neger? Grauſam nennt man ſie? — Wahrlich! ſie ſind nur zertretene Unglückliche, die, mit dem Blute ihrer Weiber und Kinder beſpritzt, von der Verzweiflung in die Wälder gejagt werden.«

Jetzt wollte er durchaus zu dieſen Gemißhandelten übergehen, an ihrer Spitze fechten, ſich Ruhm und Segen

erkämpfen, und vielleicht hätte seine Fantasie ihn diesmal am wenigsten irre geführt; aber der Oberst seines Regiments hielt ihn in der That für wahnsinnig, ließ ihn an Bord eines segelfertigen Schiffes bringen, und schickte ihn nach Europa zurück.

Hier war indessen sein Vater gestorben, und Wilibald Erbe eines schönen Landgutes geworden. Da wollte er hinfort leben, von der bösen Welt geschieden, und abermals entwarf die Einbildungskraft mit ihrem Zauberpinsel ihm ein herrliches Gemälde. Er sah sich unter dankbaren, durch ihn beglückten Bauern, auf blühenden Feldern, die er selbst urbar gemacht, oder in einem schönen Park, den er selbst gepflanzt hatte. Mit Ungestüm umfaßte er diesen neuen Lebensplan, der ihn, weil er wirklich einer der besten war, einige Jahre fest hielt; aber es ging auch hier nicht immer so, wie die Fantasie ihm vorgegaukelt hatte. Bei allen Wohlthaten, die er seinen Bauern erzeigte, kränkten sie ihn oft durch Undankbarkeit; die Felder, die er urbar machte, wurden beim Durchbruch eines Dammes verwüstet; die Bäume, die er pflanzte, wollten nicht schnell genug wachsen. Da wurde Wilibald kühler, besuchte seltener die Hütten und Fluren, fand mehr Geschmack am Lesen und — Faullenzen.

Die Dichtkunst zog ihn jetzt in ihren magischen Kreis. Er ließ sich ganze Ballen Gedichte kommen (denn, Gott

ſei's geklagt! wir haben ſie Ballenweiſe), und verſchlang alle Muſen-Almanache. In dieſen letztern trieb damals ein Mädchen ihr poetiſches Weſen, Eliſe Morgenroth, die bald den Mond und die Geſtirne, bald die Veilchen und Roſen beſang, und in alle ihre Geſänge ein Schmachten, eine Sehnſucht nach dem unbekannten Geliebten miſchte.

Wilibald war entzückt. »Ha!« rief er aus, »wenn ich dieſer unbekannte Geliebte wäre! wenn in mir das herrliche Mädchen ihr Ideal fände, und ich in ihr das meinige! — Kaum hatte dieſer Gedanke ihn ergriffen, als auch ſchon die dienſtfertige Fantaſie mit Palett und Pinſel ſich einſtellte, und mit glühenden Farben ihn ausmalte. Eliſe Morgenroth iſt ſchön wie ein Engel! das ſah er im Geiſte und zweifelte keinen Augenblick daran. Sie hat ein blaues, ſchmachtendes Auge, ſeidenes Haar und prangt in üppiger Jugendfülle. Dabei iſt ſie auch ſanft wie ein Engel, verſtändig, arbeitſam — kurz, er ſchmückte ſie mit allen Reizen des Körpers und der Seele. »Ha! wenn ſie mein würde!« ſeufzte er, »welch ein paradieſiſches Leben würden wir führen!«

Das von ihm ſelbſt gemalte Bild der ſchönen Muſen-Schweſter ließ ihm keine Ruhe mehr. Er ſchrieb an den Buchhändler, der ihm die Almanache lieferte, und beſchwor ihn, zu erforſchen, wer dieſe Eliſe Morgenroth ſei?

wo ſie wohne? und ob Hymen's Band ſie noch nicht feßle? — Der Buchhändler antwortete: ſie ſei eines Schulmeiſters Tochter, wohnhaft in Nimwegen, und ſeines Wiſſens noch unvermählt.

Jetzt wagte Wilibald eine poetiſche Epiſtel an ſie zu ſchreiben, die, zu ſeiner höchſten Wonne, nicht unbeantwortet blieb. Es entſpann ſich eine Korreſpondenz in Verſen, in der ſich beide Theile die ſchmeichelhafteſten Dinge ſagten. Er nannte ſie ſeine Muſe, ſie nannte ihn ihren Apollo; ſeine Fantaſie pumpte das Herz immer höher in den Kopf hinauf, und endlich konnte er dem Drange nicht länger widerſtehen, in Alexandrinern anzufragen: ob die Muſe den Apoll heirathen wolle? — Es wurde ihm in Jamben geantwortet: daß ſolches allerdings wohl geſchehen könne, und ſogleich ließ er anſpannen, um auf den Flügeln der Liebe nach Nimwegen zu eilen. »Ich werde unausſprechlich glücklich ſein!« rief er unterwegs alle Augenblicke dem Poſtillon zu, der ſich jedesmal verwundert umſah und mit der Peitſche knallte.

Hoch klopfte Wilibald's Herz, als er die Thore von Nimwegen erreichte. Haſtig ſprang er aus dem Wagen, und fragte Jeden, der ihm begegnete, wo die berühmte Eliſe Morgenroth zu finden ſei? Niemand wollte ſie kennen. Das fand er unbegreiflich, und ſchimpfte auf die ganze, ihrer herrlichen Mitbürgerin ſo unwürdige Stadt.

Ein munterer Knabe antwortete endlich: es gebe in der Stadt einen Schulmeiſter Morgenroth. »Ganz recht! Führe mich zu dem!« Der Knabe trollte vor ihm her durch drei oder vier enge Gäßchen, und machte endlich Halt vor einem kleinen, gelben Hauſe, mit rothen Fenſterladen und grüner Einfaſſung. Es wurde an der Thüre geklingelt. Ein kleines hageres Männchen mit einer beräucherten Schlafmütze öffnete ſie. Das war der künftige Schwiegerpapa, der den fremden Herrn mit vielen Kratzfüßen empfing, und in ſeine beſte Stube führte, die zugleich ſeine einzige war. Die eine Hälfte derſelben füllte ein langer Tiſch für die Schulbuben; die andere hatte man ſpärlich in zwei Viertel getheilt, nämlich in des Schulmeiſters Werkſtatt, denn er war zugleich ein Buchbinder, und in den Muſentempel, in welchem, bei allem Lärm der lieben Schuljugend, Eliſe ihre Geiſteskinder gebar; da lagen Papiere und Bücher zerſtreut; da gab es der Tintenkleckſe auf dem Fußboden eine große Menge, und mitten unter den Papieren ſtand eine Büſte der Sappho, die von vielen tauſend unverſchämten Fliegen für ganz etwas anders war angeſehen worden.

Es wurde dem Jünglinge ſchwer, Eliſens Bild, das in einer Glorie um ihm vorſchwebte, mit dieſen Umgebungen zu paaren. Er ſchämte ſich in dieſem Augenblicke, reich zu ſein, da die Armuth ihre Dornen hier um Lorbeerkränze wand. Haſtig fragte er den demüthigen Vater nach

der lieblichen Tochter. »Sie sitzt oben im Taubenschlage,« antwortete der Alte, »und füttert ihre Tauben.«

»He, Grethe!« rief er zum Fenster hinaus, »es ist ein fremder Herr gekommen, der dich sprechen will.«

»Grethe?« sagte Wilibald, »ich denke, sie heißt Elise?«

»Ach nicht doch!« erwiederte der Schulmeister, »sie ist mit dem christlichen Namen Margaretha getauft; aber weil sie nun Verse macht, und, wie die Leute sagen, recht schöne Verse, so war ihr der Name nicht gut genug; sie schreibt sich Elise, bleibt aber doch meine Grethe, wenn sie es gleich nicht leiden kann.«

Die Muse auf dem Taubenschlage hatte kaum vernommen, ein fremder Herr sei angelangt, als sie die Gegenwart ihres Apoll ahnete, und eilig in einen Zwinger lief, den ihr Vater seinen Garten nannte, um sich mit Blumen zu schmücken. Nach einer Viertelstunde, voll der gespanntesten Erwartung, sah Wilibald endlich die Thür aufreißen, und seine Muse trat herein. Sie war eine mannhafte Person von dreißig Jahren und d'rüber, keine niederländische Schönheit, wie Rubens sie zu malen pflegte. Der Geist hatte das Fleisch verzehrt und spielte nun mit den Knochen. Eine Adlernase erhob sich zwischen kohlschwarzen Augen, welche Blitze schossen. Weiße Lilien

schimmerten in ihrem schwarzen Haar; ein dicker Busch von Rosen und Tulpen beschattete einen keuschen Busen, oder wenigstens die Gegend, welche die Natur ihm angewiesen hatte. Ueber ihre linke Schulter bis zur rechten Hüfte hinab ging eine Guirlande von Passionsblumen. Die langen Finger, nicht mit Ringen, wohl aber mit Tinte, dem Ehrenzeichen des Fleißes, geschmückt, spreiteten sich weit auseinander, um das Erstaunen auszudrücken, und ein leises Ha! entschlüpfte dem breit lächelnden Munde.

Wilibald fiel von seiner Höhe ein wenig unsanft herab, als er die bekränzte Dichterin erblickte. Allein sie schwärmte so erhaben über das eigentliche Leben, das poetische, und über die Verbindung gleich gestimmter Seelen, und über die wonnigliche Zukunft, die ihrer harrte, daß Wilibald entzückt — weder den Mangel körperlicher Reize, noch den Ueberfluß der Jahre achtend — ihr Haupt, statt der Lilien, mit Mirten krönte — prosaisch gesprochen: die Jungfer Margarethe Morgenroth heirathete. Im Triumphe führte er sie auf sein Gut, wo nun Alles, was der Reichthum gewährt, mit den feinsten geistigen Genüssen für ihn, den Beneidenswertheften aller Sterblichen, abwechseln sollte.

Doch nimmer hatte die Fantasie ihn so hart getäuscht, als dieses Mal. Seine Frau sah er selten, denn sie machte

Verse und kam nur in einer Negligé zu Tische, auf dem Schmutzflecke und Dintenflecke einträchtig in einander flossen. Trat er in ihr Heiligthum, so bat sie ihn, entweder sie nicht in der Begeisterung zu stören, oder sie las ihm einige Stunden lang ihre Gedichte vor. Lud er sie zu einem Spazirgange, so konnte sie entweder sich von ihrem Schreibtische nicht trennen, oder sie zog ihn auf die nächste Rasenbank, und las ihm ihre Gedichte vor. Mit der Landwirthschaft befaßte sie sich nur in ihren Gesängen, in welchen die Stiere anmuthig brüllten, und die Schafe lieblich blökten.

Der arme Wilibald war des ewigen Singsangs herzlich müde, und der Himmel weiß, wozu am Ende die Verzweiflung ihn würde getrieben haben, wenn nicht der Tod sich seiner erbarmt, und die Muse aus dem ersten Wochenbette, mit einem Wiegenlied auf der Lippe, hinauf unter die ewig singenden Engelein geführt hätte. Nun athmete er frei, und schwur, daß seine Fantasie ihm nie wieder einen solchen Streich spielen sollte. Jetzt war die Einsamkeit ihm wieder so behaglich, er hörte keine Verse mehr, die Almanache verschwanden von seinem Tische.

Nur der Trieb nach Thätigkeit quälte ihn oft. »Ich bin jung und reich,« sagte er, »ich könnte der Welt viel nutzen; doch was habe ich bisher gethan? Ein Dutzend Komödianten traktirt, ein Dutzend Reißfelder in Surinam

verwüstet, ein Dutzend Bäume auf meinem Gute gepflanzt, ein Dutzend Gedichte zusammen gestoppelt — und doch wohnt Kraft in mir zu irgend einem großen Unternehmen, zu irgend einem weitgreifenden Wirken für das Heil der Menschheit.»

»In dieser Stimmung sprach eines Abends ein Wanderer ihn um ein Nachtlager an. Der Mann sah rechtlich aus, trug einen grauen, von oben bis unten zugeknöpften Rock, einen zweimal aufgekrempten Hut, und einen langen Stab. Ueber sein ganzes Wesen war ein gewisser feierlicher Ernst verbreitet. Wilibald nahm ihn auf und fragte: woher? wohin?

»Ich komme aus Deutschland,» war die Antwort, »und gehe nach England.»

»Und Ihre Geschäfte?»

»Verbreitung des christlichen Glaubens unter den armen Heiden.»

»Gibt es in England noch Heiden?»

»Nein, mein Herr, im Gegentheil, es gibt daselbst eine sehr christliche Missions-Gesellschaft, deren löblicher Zweck ist, die Blinden und Lahmen zu der Tafel des Herrn zu berufen. Eben jetzt wird ein Schiff ausgerüstet, um Missio-

näre nach den Südsee-Inseln zu bringen. Auch ich bin, wiewohl unwürdig, erwählt worden, ein Arbeiter im Weinberge des Herrn zu werden, und eben jetzt eile ich, um diesem erhabenen Berufe zu folgen.»

Wilibald sprach von den Mühseligkeiten und Gefahren, die ohne Zweifel seiner warteten. Da verwandelte sich des Mannes hoher Ernst in eine Art von andächtiger Freude und Schwärmerei. Von dem vielen Guten sprach er, das er mit dem Beistande Gottes stiften werde, und wie dieses Gute nicht auf lebende Geschlechter, sondern auch auf ihre spätere Nachkommenschaft wirken könne; und wie, nach mehreren Jahrhunderten vielleicht, ein großes, mächtiges, moralisch-gebildetes Volk ihn unter seine ersten Wohlthäter zählen werde.

»Ha!» rief er begeistert aus, »was sind dagegen Mühseligkeiten und Gefahren! was wäre selbst der Tod! In diesem Berufe sterben ist selig und süß!»

Mehr bedurfte es nicht, um Wilibald's Einbildungskraft zu entflammen. Er konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, immer sah er die Südsee-Inseln vor sich herum schwimmen. Alles, was er jemals von ihrem milden, gesunden Himmelsstriche, ihrem fruchtbaren Boden und von der Gutmüthigkeit ihrer Bewohner gelesen, rief er in sein Gedächtniß. Hier bot sich ihm nun eine Gelegenheit dar, seinen

heißen Wunsch zu erfüllen; hier konnte er der Menschheit nützlich werden. Es dämmerte noch, als er schon aus dem Bette sprang, und kaum hatte er Geduld, den Morgen zu erwarten, um seinen plötzlich gereiften Entschluß dem frommen Gaste mitzutheilen. Der vernahm ihn mit Rührung, und dankte Gott, der abermals eine Seele erweckt, um seinen Namen unter den Heiden zu verherrlichen. Gern ließ er sich überreden, noch einige Tage zu verweilen, damit Wilibald sein Haus bestellen, und dann als Reisegefährte mit ihm wandern könne.

So zogen sie nun nach London, wo die Missions-Gesellschaft den unerwarteten, reichen Ankömmling mit Freuden aufnahm, und einer großen Anzahl von Auserwählten aus allen Ständen ihm zugesellte, die bald nachher auf dem Schiffe Duff, unter Kommando des Kapitäns Wilson, absegelten, und nach einer glücklichen Fahrt zu Otaheite landeten.

»Nun werde ich diese herrlichen Menschen kennen lernen,« rief Wilibald, »unter welchen noch die Unschuld des ersten Weltalters wohnt.«

Bald wurde sein Wunsch erfüllt *). Eine Menge Insulaner kamen an Bord. Sie sprangen wie unsinnig auf

*) Die folgende Beschreibung ist buchstäblich wahr, und aus Wilson's Reise entlehnt.

dem Verdecke herum, schrien Tayo! Tayo! und stanken gewaltig nach Kokosöl. Man mußte sie mit tausend Augen bewachen, denn sie waren sehr geneigt, Alles zu stehlen, was ihnen gefiel. »Das sind nur gemeine Leute,« dachte Wilibald, »die Vornehmen finden wir ohne Zweifel gesitteter.«

Die Missionäre begaben sich an's Land. Der König, ein dummer Junge von siebzehn Jahren, erschien nebst seiner Gemahlin. Beide wurden von Männern getragen, denen sie auf den Schultern saßen, die Beine vorne herabhängen lassend, und an deren Köpfen sich anlehnend, wobei sie sich den königlichen Zeitvertreib machten, den Trägern das Ungeziefer aus den Haaren zu lesen. Die Königin hatte unter allen Weibern allein das Vorrecht, diese Thierlein zu schmausen, und sie bediente sich desselben häufig. Sie hatte noch keine Kinder. Im Grunde war sie die Frau eines jeden ihrer Knechte, und diese buhlerische Lebensart brachte sie um das Glück, Mutter zu werden. Otu hieß der dumme König. Sein Vater, Pomare, regierte gleichsam als Vormund an seiner Seite. Er hatte gleichfalls eine liebenswürdige Gemahlin, Iddia, die aber nicht von ihm, sondern von einem sogenannten Tautau (einer der Geringsten im Volke) schwanger, und deshalb gesonnen war, ihr Kind umzubringen, sobald es auf die Welt käme.

Von einem schönen Eifer beseelt, beschloß Wilibald an ihr das erste Probestück seiner Bekehrungsgabe abzu-

legen. Durch einen Dolmetſcher ſtellte er ihr beweglich die große Sünde des Kindermordes vor. Sie lachte ihm in's Geſicht und ſagte, das Kind in ihrem Schooße ſei von einem unedlen Vater, darum müſſe es ſterben. Wilibald bat ſie, es ihm zu übergeben, ſobald es geboren wäre, es ſolle ihr nie zur Laſt fallen, da er für deſſen Erziehung ſorgen werde. Zugleich verſprach er ihr, wenn ſie mit dieſem guten Beiſpiele ihrem Volke vorgehen würde, es der Königin von England zu melden, die ſich darüber freuen und ihr koſtbare Geſchenke zuſenden werde. Aber ſie blieb dabei, und kehrte unwillig dem Prediger den Rücken. Ihr Geliebter hatte, mit dem gleichgiltigſten Geſichte von der Welt, Alles mit angehört.

Einige Tage darauf erfuhr Wilibald, daß ſie ihr Kind wirklich ermordet, und auf ſeinen Antrag wurde nun beſchloſſen, ſie mit Verachtung zu behandeln, ſo oft ſie vor den Miſſionärs ſich blicken ließe. Doch Idda kehrte ſich eben ſo wenig an dieſes Zeichen der Mißbilligung, als an jene Ermahnungen, und da ſie eine Perſon von Bedeutung war, ſo mußte man, zu Wilibald's großem Verdruß, eben ſo glimpflich mit ihr verfahren, als in Europa in ähnlichen Fällen zu geſchehen pflegt. Das war indeſſen bei weitem nicht die einzige Gelegenheit, wo er ſich genöthigt ſah, ſeine hohen Erwartungen herab zu ſtimmen. Er lernte die ſaubere Geſellſchaft der Arroy's kennen, deren Mitglieder mehrere Weiber haben (die ſie

unter einander vertauschen, und deren Kinder sie nach der Geburt ermorden; die nie arbeiten, sondern sich blos von Rauben und Plündern nähren), und zu der sich dennoch die vornehmsten Insulaner zählen. Er lernte die verworfenen Mahu's kennen, männliche Geschöpfe, die von Kindheit auf in Weibertracht als Weiber erzogen werden, und gleich diesen Buhlschaft treiben. Er lernte die grausamen Menschenopfer kennen, bei welchen der Priester dem unglücklichen Schlachtopfer ein Auge aushöhlt, und es auf einem Pisang-Blatte dem Könige präsentirt.

Nach solchen Erfahrungen schien es ihm freilich nun ein Geringes, daß die vortrefflichen Otaheiten sammt und sonders unaufhörlich die Missionärs zu bestehlen suchten; daß die Höflinge unter Allen die ärgsten Diebe wären; daß Seine Majestät selbst eine gestohlene Axt verheimlichten, und des Diebes Geschicklichkeit hoch priesen — noch geringer der Ekel, den ihre Schmausereien erweckten, wo das berauschende Getränk aus Wurzeln, von alten Weibern gekaut, zubereitet wurde — oder die nächtliche Marter, wenn die Flöhe ihn und seine Gefährten dermaßen quälten, daß sie mitten in der Nacht aufspringen und in die See laufen mußten.

Alle diese Annehmlichkeiten hatten die Hitze seiner Einbildungskraft schon sehr abgekühlt. Er sah, daß von dem wärmsten Bekehrungseifer hier wenig Frucht zu hoffen sei,

und als nun vollends die sichere Nachricht einlief, daß die Oberhäupter der Insel bei einer Schale Ava sich verschworen, die Missionäre zu plündern und fortzujagen, sobald sie mit dem nächsten Schiffe noch mehrere Kostbarkeiten würden erhalten haben, da wartete er die Vollziehung dieses Vorhabens nicht ab, sondern begab sich klüglich mit dem Kapitän Wilson nach Europa zurück. Dort verlockte ihn die Fantasie noch mehr als einmal, nach diesem oder jenem Ziele zu ringen, das in der Ferne schimmerte wie ein Licht, und in der Nähe gewöhnlich aus einem Stücklein faulen Holzes bestand; aber er war doch nun schon etwas behutsamer geworden, und endlich verschaffte ihm das Glück die Bekanntschaft eines Mannes, der seine sthenische Einbildungskraft vollends heilte.

Morton, ein Engländer, hatte sich in seiner Nachbarschaft angekauft, und wohnte da mit seiner einzigen Tochter, einem hübschen, sittsamen Mädchen. Auf einem Spazirgange, den Wilibald eines Tages in tiefen Gedanken bis über seine Grenze machte, sah er Arabellen zum ersten Male. Sie suchte Erdbeeren. Ihre Schönheit gehörte nicht zu jenen blendenden, die auf den ersten Blick fesseln, und oft beim zweiten wieder los lassen, aber ihre Physiognomie hatte etwas Stillfreundliches, Anziehendes, das, oft gesehen, nur fester bindet. Aus bloßer Neubegier redete Wilibald sie an. Sie war nicht verlegen, doch schüchtern, und als sie merkte, daß der Fremde das Ge-

ſpräch verlängern wollte, ſagte ſie: »dort auf dem Hügel unter der Eiche ſitzt mein Vater; er wird ſich freuen, Ihre Bekanntſchaft zu machen.« Wilibald ging mit ihr und fand den alten Morton, wie er Kräuter durch eine Lupe betrachtete. Beide kamen ſich mit Offenheit entgegen, man freute ſich der Nachbarſchaft, und in Kurzem war man unzertrennlich.

»Soll ich Ihnen ſagen,« hub Morton eines Tages an, »warum Ihre Einbildungskraft ſo oft den Meiſter über Sie ſpielte? — Aus dem unbefriedigten Triebe der Thätigkeit entſpringt Langeweile, und dieſe iſt die geſchäftigſte Dienerin der Fantaſie. Viel haben Sie verſucht; nichts genügte Ihrem raſtloſen Triebe. Ihr Sinn für das einzig Wahre, Gute und Schöne hatte Sie ſchon von ſelbſt auf den rechten Weg geleitet. Sie wurden Landmann — aber, mein Freund, um auf dem Lande Zufriedenheit zu finden, muß man unaufhörlich beſchäftigt ſein, muß jeder Tag, jede Stunde ihr angewieſenes Werk haben. Selten iſt die Landwirthſchaft allein dazu hinreichend, zumal im Winter. So alt ich bin, ſo würde ich noch heute in die große Welt zurück kehren, und gleich Ihnen vielleicht, mit Hilfe meiner Einbildungskraft, manchen abenteuerlichen Plan entwerfen, wenn ich nicht ſo glücklich wäre, durch mannigfaltige, ſelbſtgeſchaffene Unterhaltungen den böſen Geiſt in jeder Stunde zu bannen. Ich ſäe und ernte, ich bin Gärtner und Botaniker, Maler und Baumeiſter;

ich pfusche in manches Handwerk, bin Drechsler und Tischler. Kurz, wie der heil. Hieronymus die Augen gar nicht vom Lesen aufschlug und folglich unverführt blieb, obgleich der Satan bald vor ihm bald hinter ihm stand, so bin ich keinen Augenblick ohne Arbeit, und das bändigt den Satan der Fantasie. Machen Sie es wie ich, mein junger Freund, und gelingt es Ihnen Anfangs nicht, will noch einmal Ihre Einbildungskraft Sie nach Surinam oder nach Australien locken, so kommen Sie erst zu mir, damit wir das Ding nicht blos von vorne, sondern auch von hinten betrachten, und damit wir das Gute, was Sie wirklich schon besitzen, gegen dasjenige abwägen, was Sie erlangen wollen. Gewöhnlich wird sich dann finden, daß Sie reicher sind, als Sie glauben, und besser thun, den Sperling in der Hand zu halten; ohne auf das Dach zu klettern, um den Storch herabzuholen.»

Wilibald nutzte diesen treuen Rath und spürte in Kurzem die wohlthätigen Folgen. Nach einigen Monaten wunderte er sich außerordentlich, als er die Entdeckung machte, daß er Arabellen liebe, denn sie hatte sich nicht durch die Fantasie in sein Herz gedrängt, sondern war ganz leise an der Hand der Vernunft hinein geschlichen. Sobald aber die Entdeckung einmal gemacht war, mischte sich die Fantasie augenblicklich wieder in's Spiel, und verschönerte ihm die Zukunft durch Arabellens Besitz. Nur

täuſchte ſie ihn diesmal nicht; denn als er nun wirklich in ihr eine treue, verſtändige Gattin fand, das Kleinod der Erde, ſo fühlte er zum erſten Male, ſeine Fantaſie habe nicht hingereicht, ihm das ſtille Glück eines durch Arbeit und Liebe gewürzten Lebens recht lebendig darzuſtellen.

Oswald und Gustchen.

»Ich bitte dich herzlich,« sagte der alte Rath Wendling zu Oswald, seinem einzigen Sohne, »ich bitte dich herzlich, verheimliche mir nichts! — Leider hattest du von Jugend auf einen Hang dazu, der deiner Schwester das Leben kostete, als du noch ein Knabe von zwölf Jahren warst.«

»Mein Gott! wie das?« fragte Oswald.

»Du hattest in der Schule den Sohn eines Schneiders kennen lernen, ich glaube, er hieß Gottlieb Stümper, und war eine Art von Poet.«

»O ja, ich erinnere mich seiner; ein närrischer, aber gutmüthiger Mensch.«

»Das kann sein. Du brachtest nun alle deine Feierstunden in dem Hause des alten Stümper zu, der noch eine Menge Kinder hatte. Mir sagtest du kein Wort davon. Wenn ich fragte: wo du gewesen? so hieß es immer: spaziren. Plötzlich bekam deine Schwester die natürlichen Pocken. Ich hatte sie ihr oft vergebens einimpfen lassen. Die Schutzpocken kannte man damals noch nicht. Nur konnte ich nicht begreifen, wie sie angesteckt worden, denn ich wußte, daß in der ganzen Stadt nur in Stümper's Hause die

Pocken waren, und ich hatte, als Stadtphysikus, die gehörigen Maßregeln genommen, daß die Ansteckung sich weiter nicht verbreiten möchte; aber freilich, das wußte ich nicht, daß mein eigener Sohn täglich hinging. Du hattest deiner armen Schwester das Gift gebracht, an dem sie starb. Ich erfuhr das endlich und predigte dir schon damals, was ich leider noch immer predigen muß. Du hattest nicht die kleinste Entschuldigung; du wußtest recht gut, daß, wenn der junge Stümper ein braver, talentvoller Knabe war, ich den Umgang mit ihm keineswegs tadeln würde, weil ihn der Zufall zum Schneidersſohn gemacht, es war blos die verdammte Luſt, die du am Verheimlichen fandest. Damals weintest du bittere Thränen auf dem Grabe deiner Schwester, aber es blieb beim Alten. Ich könnte dir noch hundert Geschichtchen erzählen, wo du durch jenen vermaledeiten Hang mich betrübtest oder ärgertest, wenn sie gleich nicht alle so unglücklich abliefen. — Nun, es ist vorbei. Du bist ein Jüngling geworden, hast in deinem Vater einen Freund gefunden, und wirst mir künftig keinen deiner Schritte verhehlen, nicht wahr?»

»Gewiß nicht, lieber Vater.»

»Gib mir deine Hand darauf!»

Oswald gab ihm schnell und gern die Hand, die der Vater traulich schüttelte. »Du bist nun in den Jahren,» fügte er noch hinzu, »wo man bisweilen dumme Streiche

macht. Das wird sonder Zweifel auch dir widerfahren, doch laß dich das nicht irre machen; vertraue mir immer auch deine dummen Streiche. Du findest doch auf der weiten Welt keinen Menschen, der geneigter wäre sie zu verzeihen, als deinen Vater. Wie oft kann durch Vertrauen den Folgen einer Unbesonnenheit vorgebeugt werden!»

Oswald versicherte heilig, daß er von der Wahrheit alles dessen innigst überzeugt sei — und so verhielt es sich auch: allein er hatte von Kindheit auf seinem verderblichen Hang zu oft schon nachgegeben; es war ihm zur Gewohnheit geworden, auch die geringfügigsten Dinge heimlich zu thun. Immer benahm er sich, als ob er auf der Maskerade wäre, und die Larve nie lüften dürfte. Das verursachte ihm selbst manchen Verdruß, dem Vater im Stillen manchen Kummer.

Als seine Schwester gestorben war, hatte der alte Wendling ein kleines verwaistes Mädchen aufgenommen, eine weitläufige Verwandte, und eines der gutmüthigsten, dankbarsten Geschöpfe. Oswald und Gustchen hatten einander recht lieb, woraus sie vor aller Welt Augen kein Geheimniß machte; er hingegen zeigte es nur, wenn sie allein mit einander waren. Niemand sollte es wissen, nicht einmal sein Vater, obgleich er nicht die mindeste Ursache hatte, zu vermuthen, daß der es mißbilligen würde, denn der Alte liebte Gustchen wie sein eigenes Kind. Dann

hätte aber dieſe ſchuldloſe Zuneigung keinen Reiz mehr für Oswald gehabt.

Wirklich hatte der Alte den Plan, das gute Mädchen einſt mit dem Sohne zu verheirathen, weil es ihm aber vorkam, als ſei Oswald vollkommen gleichgiltig gegen ſein hübſches Mühmchen, ſo ſchwieg er wohlbedächtig.

Von ſeiner verſtorbenen Frau beſaß er noch einen kleinen Schatz, beſtehend in einigen goldenen Zierathen und einer brillantenen Bruſtnadel. Er verwahrte dieſe Dinge in einer Schachtel, die wiederum in einem Schranke ſtand, zu dem er bisweilen Guſtchen den Schlüſſel anvertraute, doch nur ihr allein, wenn dies oder jenes aus dem Schranke zu holen war. Eines Tages verlangte er ein Büchschen mit Balſam aus Mecca, welches auch ſeit vielen Jahren dort in einem Winkel ſtand. Guſtchen hatte, nach langem Suchen, es endlich gefunden, und weil ſie fürchtete, ihr Pflegevater möchte indeſſen ungeduldig geworden ſein, ſo eilte ſie es ihm zu bringen, und nahm ſich nicht einmal die Zeit, den Schrank zu verſchließen.

Oswald war an dieſem Tage zu einem Kammerherrn eingeladen, der wöchentlich Konzerte gab. Es durfte wohl ſonſt kein Bürgerlicher in ſeinen Palaſt ſich verirren; doch wenn ſolche Herren die Bürgerlichen brauchen, ſo nehmen ſie es nicht ſo genau. Oswald ſpielte das Violoncell ſehr gut, und, da es wenige Liebhaber gibt, die dieſes Inſtru-

ment wählen, so werden diese Wenigen gesucht. Folglich verdankte er lediglich seiner Kunst die öfteren Einladungen zu dem Kammerherrn; aber seine Eitelkeit hatte ihn überredet, man sehe ihn überhaupt dort sehr gern. Das hübsche Fräulein vom Hause spielte schwere Sonaten von Beethoven auf dem Fortepiano, und wollte immer von dem jungen Wendling accompagnirt sein, weil er außerordentlich taktfest war; das nahm Oswald für eine aufkeimende, ihm sehr schmeichelhafte Liebe, und ob er gleich nicht das Mindeste für das Fräulein empfand, so putzte er sich doch immer am sorgfältigsten an ihres Vaters Konzerttagen.

Schon daß die Sache nicht zur Sprache kam, sondern einer kleinen Intrigue glich, das gefiel ihm außerordentlich. Eben wollte er auch heute wohl geputzt sich zu dem Kammerherrn begeben, als sein Weg ihn durch das Zimmer führte, in dem der offen gelassene Schrank stand. Hundertmal hatte sein Vater wohl sonst den Schrank in seiner Gegenwart geöffnet, und ihm freigestellt, dessen ganzen Inhalt nach Gefallen zu beschauen; aber das hatte Oswald's Neugier nie gereizt. Doch nun, da der Schrank zu verschließen vergessen worden, folglich er ihn heimlich untersuchen konnte, nun war es ihm unmöglich, der Begierde zu widerstehen. Er stöberte alle Winkel durch, fand auch das Kästchen, und erblickte die brillantene Brustnadel, die er keineswegs zum ersten Male sah. Sie war

ihm aber nie so hübsch vorgekommen. Wie, wenn er sie heute in seine Hemdkrause steckte? Das würde in der hochadelichen Gesellschaft sich vortrefflich ausnehmen, und es war zu vermuthen, daß mehr als Ein Blick aus den Augen des schönen Fräuleins darauf ruhen würde. Kurz, er nahm die Nadel und ging. Mit zwei Schritten konnte er in seines Vaters Zimmer sein, und ihm den unschuldigen Wunsch anzeigen, gegen den der Alte sicher nichts eingewendet hätte, aber heimlich schien doch besser. Er konnte ja die Nadel auch heimlich wieder hinlegen, oder sich mit Gustchen darüber verstehen; wozu war es nöthig, dem Vater diese Kleinigkeit zu sagen?

Mit der brillantenen Brustnadel prunkend trat er in den Konzertsaal, wo, außer dem Kammerherrn, eigentlich Niemand seinen Schmuck bemerkte. Aber dieser alte, verschuldete Höfling bemerkte ihn sehr wohl. Eigentlich gab er seine Konzerte nur, um Leute in's Haus zu locken, die er, nach abgethaner Musik im Spiel betrügen konnte. Zu diesen Auserwählten war Oswald bisher nicht gezählt worden; man hielt es nicht der Mühe werth, ihn zu rupfen; doch jetzt — die schönen Brillanten machten den Kammerherrn lüstern — und zum ersten Male wurden Oswald Karten präsentirt. Er hatte wohl bemerkt, daß diese Ehre sonst nur Offizieren und Leuten widerfuhr, die Kreuzchen im Knopfloche trugen; er fand sich dadurch geschmeichelt, und trat, mit großen Blicken um sich schauend,

zur Pharobank, als wollte er sagen: seht her, ich stehe auch unter euch.

Er mußte die kleine Eitelkeit theuer büßen, denn kaum war eine halbe Stunde vergangen, als er schon alle seine Barschaft verspielt hatte. Nun schämte er sich zurück zu treten.

»Wir sind hier unter uns,« sagte der edle Kammerherr, der ihn durchschaute, »wir spielen zum Zeitvertreib, und nehmen es nicht genau. Wenn Sie Lust haben, fortzuspielen, so können Sie durch Ihre Brustnadel sich in Avantage setzen, denn beim Spiel taxirt man solche Dinge hoch.«

Oswald war bestürzt über diesen Vorschlag, und doch meinte er, es sei unschicklich, ihn abzulehnen; man würde glauben, sein ganzes Herz hinge an einer Brustnadel, das möchte gar zu bürgerlich scheinen.

»O diese Kleinigkeit!« — sagte er, und gab sich alle Mühe, einen leichten vornehmen Ton nachzuäffen — »ich weiß wahrhaftig selbst nicht, was sie werth ist.« Bei diesen Worten zog er die Nadel aus der Hemdkrause, und überreichte sie dem Kammerherrn. »Ich verstehe mich auch nicht sonderlich darauf,« sagte dieser, indem er sie obenhin betrachtete, »aber hier ist der Consistorial-Präsident, der wird uns bestimmt sagen können, wie hoch wir sie taxiren dürfen.«

Dieſer Ehrenmann, der ſtark auf Pfänder lieh, war allerdings der größte Diamantenkenner in der Geſellſchaft. Er holte ſeine Brille hervor, beſchaute das Ding von allen Seiten, in allerlei Licht, und erklärte endlich: »Im Spiel könne man achtzig Dukaten dafür geben. »Eine ſehr liberale Schätzung,« ſagte der Wirth vom Hauſe, »allein es ſei darum. Im Grunde geſchieht es nur, um den jungen Herrn Wendling Revange zu geben.

Oswald verbeugte ſich und ſpielte weiter, und ehe Mitternacht heran kam, war die brillantene Nadel verloren, wogegen er aber zum erſten Male das Glück hatte, zum Souper gezogen zu werden.

Mit ſehr unbehaglichen Gefühlen kam er heim, und ſchlich in ſein Bett. Der Verluſt ſchmerzte ihn eben nicht; allein er wußte, daß ſein Vater einen hohen Werth auf Alles legte, was ſeiner Mutter einſt zugehörte. Die Furcht, ihn zu erzürnen, verbunden mit der Sucht, Alles zu verheimlichen, beſtimmte ihn, die ganze Begebenheit zu verſchweigen. »Wer weiß,« dachte er, »ob mein Vater in ſeinem Leben wieder nach der Nadel fragt. Warum ſollte ich ihm eine unangenehme Stunde machen?«

Aber der alte Wendling fragte allerdings nach der Nadel einige Wochen nachher, denn er wollte ſie Guſtchen, die eben ſechzehn Jahr alt wurde, zum Geburtstag-Geſchenke verehren, und hatte ſich ſchon lange auf dieſen

Tag gefreut. Diesmal ging er selbst zum Schranke, öffnete das liebe Kästchen, holte zwanzigmal Stück vor Stück heraus, wandte es zwanzigmal um und um, aber zu seinem Erstaunen fand er die Nadel nicht. Was sollte er davon denken? er hatte Niemand als Gustchen den Schlüssel anvertraut, und das Schloß war sehr stark, auch sonst kein Diebstahl zu vermuthen, denn schwerlich würde der Dieb sich damit begnügt, sondern lieber das ganze Kästchen mitgenommen haben. Sein Argwohn fiel daher auf Gustchen. Gern hätte er zehn solcher Nadeln darum gegeben, wenn er keinen solchen Argwohn hätte fassen müssen, und er suchte bei sich selbst die fatale Handlung so viel als möglich zu entschuldigen. »Ein junges Ding, meinte er; mädchenhafte Eitelkeit! Sie wird den glänzenden Schmuck herausgenommen haben, um sich einsam vor ihrem Spiegel damit zu putzen, dann hat sie wohl vergessen, ihn wieder an Ort und Stelle zu legen; sie konnte ja nicht wissen, daß ich ihn suchen würde, und ließ sich wohl nicht träumen, daß er ihr zum Geschenk bestimmt wäre. Es war immer nicht ganz recht von ihr, und sie muß ein wenig dafür geängstigt werden; denn auf jeden Fall hat sie mir eine Freude verdorben, indem sie nahm, was ich ihr geben wollte.«

Er rief Gustchen auf sein Zimmer, und verwies ihr die Unbesonnenheit halb im Scherz, halb im Ernst. Anfangs verstand sie ihn gar nicht. Das nahm er übel; er

meinte, sie schäme sich zu bekennen. »Hat irgend Jemand,« sagte er, »den Schlüssel zum Schranke von dir empfangen?« »Nein.« »Nun so muß ich dir auf den Kopf Schuld geben, daß du, vermuthlich aus Spielerei, die brillantene Brustnadel meiner seligen Frau aus dem Kästchen genommen hast.«

Gustchen war fast vor Schrecken zu Boden gesunken. Sie wurde todtenbleich und zitterte heftig; das nahm der Alte für ein Bekenntniß. »Siehst du,« sagte er, »welche Folgen eine solche Handlung nach sich zieht? Da stehst du nun; mein Töchterchen, und dir ist übel zu Muthe.«

Gustchen konnte kein Wort hervorbringen, aber sie brach in einen heftigen Thränenstrom aus. Das entwaffnete den Alten schnell. »Nun, nun, es hat so viel nicht zu bedeuten.« — »Nicht zu bedeuten?« schluchzte sie, »ich eine Diebin?!«

»Ei, wer sagt denn das? — Neubegier, Eitelkeit, du hast sie wieder hinlegen wollen, und hast es vergessen.« — »Sie glauben das von mir?« — »Was soll ich denn sonst glauben?« — »Ach! ich armes, unglückliches Mädchen!« Mit diesen Worten stürzte sie hinaus, und Wendling dachte, sie ginge um den Schmuck zu holen, worauf er ihr noch eine kleine Ermahnung geben, aber sie dann beruhigen wollte. Doch er wartete vergebens, Gustchen kam nicht wieder. Ihre reine Seele hatte sie vor dem Gedanken, daß

ihr Pflegevater, ihr Wohlthäter, sie für eine Diebin halte, so heftig entsetzt, daß sie gänzlich die Besinnung verlor, und in halbem Wahnsinn aus dem Hause rannte.

Nach einer Viertelstunde wurde der Alte ungeduldig. Er schickte die Magd nach ihr, und mußte mit Erstaunen hören, sie sei nicht zu finden. »Sollte sie den Schmuck irgendwo versetzt haben? brummte er kopfschüttend. »Es wäre doch möglich, aber wozu? In meinem Hause bedurfte sie ja nichts? — Vielleicht hat sie einen Nothleidenden gefunden, den sie unterstützen wollte? das hätte sie mir doch sagen können. Nein, so hängt es nicht zusammen, aber wie ich mir das Räthsel lösen soll, das weiß Gott.«

Er wartete wieder eine halbe Stunde, dann fing er an unruhig zu werden, und schickte nach seinem Sohne, um ihm aufzutragen, daß er Gustchen suchen solle. Unglücklicherweise war Oswald nicht zu Hause. Da kleidete der Alte sich hastig an, nahm seinen Stock, und ging nun selbst zu allen Bekannten, wo er sie etwa vermuthen konnte. Niemand hatte sie gesehen.

Es fing schon an dunkel zu werden. »Sie wird nun wohl wieder zu Hause sein,« tröstete er sich, und wanderte heim. Schon von Ferne sah er seine Wohnung von einem Pöbelhaufen umgeben; das fuhr ihm eiskalt durch die Glieder. Mit klopfendem Herzen wankte er näher. Da

stürzte die Magd ihm heulend entgegen: Ach, Mamsell Gustchen!

»Ist sie todt?« fragte Wendling hastig. »Nein, Gottlob! sie ist noch zu rechter Zeit gerettet worden.«

»Gerettet? wovon?«

»Ach! Sie müssen es doch erfahren — Sie ist in's Wasser gesprungen! und hätte nicht zum Glück ein Soldat in der Nähe geangelt, so war es um sie geschehen. Der sprang ihr nach und zog sie glücklich an's Ufer. Ohnmächtig wurde sie heimgetragen; jetzt liegt sie im Fieber.«

Der Alte taumelte an die Wand des nächsten Hauses, und hielt sich fest an einem Thürklopfer, um nicht hinzusinken. Der Gedanke, daß sein liebes Gustchen seiner Hilfe jetzt als Arzt bedürfe, gab ihm bald wieder Kraft, von der Magd gestützt, in sein Haus zu wanken. Hier fand er Gustchen bewußtlos und irreredend. Er wandte alles an, was seine Kunst vermochte, und als sie endlich erschöpft in einen zuckenden Schlaf sank, ließ er den Soldaten holen, der sie gerettet, um ihn mit vollen Händen zu belohnen, und wo möglich auch einige nähere Umstände von ihm zu erfahren.

»Ich saß in einem Busch versteckt am Strome und angelte,« sagte der Kriegsmann, »da kam das Mamsellchen und rang die Hände, weinte, und ging immer am Ufer

auf und ab. Ich dachte, was soll daraus werden? und ließ sie nicht aus den Augen. So oft fremde Leute vorübergingen, nahm sie sich zusammen, und war ganz still. Aber sobald sie sich wieder allein glaubte, schluchzte sie, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen, und als es dämmerig wurde, rief sie plötzlich: Gott mag mir verzeihen! das überleb' ich nicht! Mit Einem Sprunge war sie im Wasser, und ich mit Einem Sprunge hinter ihr her, denn ich kann schwimmen, Herr Doktor!»

Kaum hatte der Alte den Soldaten entlassen, als Oswald athemlos hereinstürzte, mit wilden Blicken und zerstreutem Haare. »Vater! was ist geschehen?» das Gerücht, welches sich schnell in der ganzen Stadt verbreitet hatte, war auch ihm zu Ohren gekommen. Es hieß, Gustchen sei todt, und er rannte mit bebendem Herzen nach Hause, ohne zu ahnen, welchen Antheil er selbst an der fürchterlichen Begebenheit hatte. Der Vater erzählte ihm, was vorgegangen, und erstaunte nicht wenig, als Oswald sinnlos vor ihm niederfiel, seine Schuld bekennend.

Mit stummer Verachtung blickte Wendling lange auf den Unglücklichen, der, abermals durch Verheimlichung, auch seine zweite Schwester in ein furchtbares Grab gestürzt hatte. »Gott und der schuldlose Engel mögen dir verzeihen!» sagte er, »ich kann es nicht.»

Oswald lag vernichtet vor ihm. Der Vater überließ ihm seinen Gewissensbissen, und setzte sich mit tiefer

Wehmuth vor Gustchens Bette, bewachte selbst jedem ihrer Athemzüge, vergaß sein Alter, seine Kränklichkeit, und wich nicht mehr von ihrem Lager, bis er sie außer Gefahr sah. Die kräftigste seiner Arzneien war die Nachricht, daß ihre Unschuld erkannt worden. Da weinte sie still und sanft, und der Alte, seine Thränen mit den ihrigen mischend, wollte sie um Vergebung bitten, aber sie legte ihm die Hand auf den Mund.

Oswald wagte es nicht, ihr Zimmer zu betreten. Sie selbst fragte zuerst nach ihm; er wankte wie ein Verbrecher herein, und sie vergab ihm mit himmlischer Milde. Aber ihre vorige Gesundheit erlangte sie nicht wieder. Sie, sonst wie eine Rose blühend, erschien jetzt mit blassen Wangen; ihr ganzes Nervensistem war zerrüttet, um ihren Seelenfrieden war's geschehen. Sie machte sich selbst unaufhörlich Vorwürfe, daß sie der Verzweiflung sich überlassen; daß sie statt auf einen gerechten Gott und ihre Unschuld zu vertrauen, eine Selbstmörderin habe werden wollen. Endlich erklärte sie ihrem Pflegevater: In seinem Hause, wo sie alles an diese schreckliche Begebenheit erinnere, könne sie nicht genesen.

»Ich habe ja den Schrank dir aus den Augen geschafft,« sagte er wehmüthig. Dankbar erkannte sie die zarte Sorge, doch bittend, wenn er ihr und sich selbst die Ruhe wieder geben wolle, sie auf einige Zeit zu entlassen. »Sie haben

mich," sagte sie, »mit Wohlthaten überhäuft. Die größte derselben war die Bildung, die sie mir gegeben. Nun bin ich herangewachsen, und kann mir allein forthelfen. Erlauben Sie mir einige Jahre unter fremden Menschen zuzubringen, und mein Brot selbst zu verdienen, das wird mir heilsam sein. Bedürfen Sie einst im höhern Alter meiner Pflege, so kehre ich schnell zu Ihnen zurück." Der Alte widerstrebte umsonst, sie beharrte fest auf ihrem Entschluße.

Den wichtigsten ihrer Bewegungsgründe verschwieg sie ihm — sie liebte Oswald im Stillen, trotz Allem, was sie durch ihn gelitten, und diese Liebe wollte sie bekämpfen, weil sie glaubte, daß er nichts für sie empfände. Aber Oswald war auch ihr vom Herzen gut, und diese Neigung würde sicher schnell zur Leidenschaft gewachsen sein, wenn er nur irgend ein Hinderniß heimlich zu bekämpfen gehabt hätte. So lange er sie täglich sah, und, wenn er wollte, auch allenfalls in seines Vaters Gegenwart, von seiner Liebe sprechen konnte, so lange fand er diese Lage nicht reizend genug, und blieb kühl. Ja, er willigte fast gern in die Trennung von ihr, weil er sogleich eine dunkle Hoffnung hegte, daß er, vielleicht außer seines Vaters Hause, eine Gelegenheit finden werde, eine Art von Intrigue mit ihr anzuspinnen. Gustchen aber, welche nicht in seinem Herzen las, füllte sich tief gekränkt durch die Ruhe, mit der er ihren Entschluß vernahm, und er bestärkte sie nur noch mehr in demselben.

Der Alte gab nach unter der Bedingung, daß sein Haus stets ihre Zuflucht bleiben sollte, wenn es in ihren neuen Verhältnissen ihr nicht gefiele. Einem seiner Freunde, der in allen guten Häusern bekannt war, hatte er aufgetragen, ihr eine annehmliche Stelle zu verschaffen. Sie hatte die Wahl unter mehrern, und wählte die einer Gesellschafterin bei einer fremden jungen Dame, die sich erst seit Kurzem an dem Orte aufhielt. Hauptsächlich zog sie diese Stelle darum allen andern vor, weil die Fremde von der Begebenheit nichts wußte, der sie sich noch immer beim Anblicke jedes Bekannten schämte; auch hoffte sie dort Oswald's Anblick am leichtesten zu vemeiden.

In den ersten Tagen, nachdem sie ihren Dienst angetreten — (denn Gesellschaft leisten müssen, ist fürwahr ein Dienst, und oft ein sehr schwerer) besuchte sie den Pflegevater noch einmal, doch zu einer Zeit, wo Oswald nicht zu Hause zu sein pflegte. Sie schien mit ihrer Lage sehr zufrieden; um so mehr wunderte sich der alte Wendling, als er nach einigen Wochen erfuhr, daß sie die fremde Dame plötzlich verlassen, und als Kammermädchen in die Dienste einer alten Gräfin getreten sei, deren Haus eine Art von Kloster war. Vergebens erwartete er einen neuen Besuch, um den Grund des schnellen Wechsels zu erfahren.

Dieser Grund war zwiefach. Gustchen hatte bald bemerkt, daß Fräulein Schildheim eine Verworfene

ſei, obgleich mit der feinſten Bildung der großen Welt überfirnißt. Jeden Jüngling, gleichviel welchen Standes, ſuchte ſie in's Netz zu ziehen. Schönheit galt ihr viel, Reichthum noch mehr. Sie konnte dem Einen zulächeln, und mit dem Andern liebäugeln, während ſie einen Dritten verſtohlen die Hand drückte, und ſo Jeden wähnen ließ, er ſei der allein Begünſtigte. Alles das geſchah mit ſo vielem Anſtand und Vorſicht, daß Guſtchen Anfangs zweifelhaft war, ob ſie ihr nicht Unrecht thue. Ein Zufall hob alle Zweifel. Es zog in einer Nacht ein ſtarkes Gewitter herauf. Guſtchen, die nur wenige Schwachheiten ihres Geſchlechtes beſaß, doch unter andern die, ſich vor Gewitter zu fürchten, mochte nicht gern allein ſein, wenn es donnerte. Sie warf ihren Schlafrock über und trippelte nach dem Schlafzimmer des Fräuleins; doch, um dieſe nicht zu erſchrecken, hatte ſie der Thüre ſich ganz leiſe genähert, und ſtand eben im Begriff, ſie zu öffnen, als ſie von innen heraus die wohlbekannte Stimme eines Offiziers vernahm, der das Haus täglich beſuchte. Das ſchamhafte Mädchen entſetzte ſich, eilte zurück in ihr Zimmer, als habe ſie ein Geſpenſt geſehen, und alle Gewitterfurcht war für diesmal verſchwunden. Beim Leuchten der Blitze packte ſie ihre kleinen Habſeligkeiten zuſammen, und floh mit Anbruch des Tages, ein Billet hinterlaſſend, aus welchem das Fräulein ohne Mühe den Grund dieſes plötzlichen Entſchluſſes errieth.

Unter den Stellen, welche man Guſtchen angeboten hatte, war auch die bei der alten einſiedleriſchen Gräfin, die zum Glücke noch unbeſetzt geblieben. Sie meldete ſich und gewann die alte ehrwürdige Dame ſogleich durch ihre Sittſamkeit. Hier war ſie auch ganz ſicher, Oswald nicht zu ſehen, denn in dieſem Hauſe ſah man überhaupt Niemanden; bei dem Fräulein Schildheim hingegen hatte er bereits Mittel gefunden, ſich Zutritt zu verſchaffen, und das eben war der zweite Grund, aus welchem ſie ohnehin ſchon einen Wechſel ihres Aufenthaltes beſchloſſen hatte, nicht ohne eine gewiſſe Aengſtlichkeit, daß ſie unſchuldiger Weiſe den Geliebten ihres Herzens in den Zauberkreis dieſer Buhlerin gezogen, die den ſchönen Jüngling, der auch für reich galt, ſogleich zu feſſeln ſtrebte. Guſtchen hatte auch wohl bemerkt, daß die Reize, noch mehr die Künſte der fremden Dame einen ſtarken Eindruck auf ihn gemacht. Hier winkte ihm eine Intrigue, und einem ſolchen Winke widerſtand er nie. Guſtchen ſeufzte und zitterte vor dem Lockgeſange der Sirene, der ihn ſo leicht in einen Abgrund ziehen konnte, und durch einen alten ſchwatzhaften Bedienten erfuhr ſie nur zu bald, daß ihre Furcht nicht ungegründet ſei. Oswald war verſtrickt, ſah in dem ſchönen Fräulein ein Tugendmuſter, und wurde der Vertraute ihres geheuchelten Kummers, der, ihrer Angabe zufolge, in einem ſchweren Prozeſſe beſtand, durch den ſie in tiefe Armuth geſtürzt zu werden klagte. Oswald gab ihr Alles, was er hatte, und machte Schul-

den obendrein. Aus Erkenntlichkeit schmeichelte sie ihm mit einer heimlichen Heirath, weil sie, ihrer vornehmen Verwandten wegen, ihm nicht wohl öffentlich die Hand reichen könne, bevor sie nicht im Besitze ihrer Güter sei. Das Wort heimlich war für Oswald ein Zauberwort, und mit Blindheit geschlagen, stolperte er in das Netz.

Zu seinem Glücke entdeckte das vergessene Gustchen die Gefahr, als er schon am Rande des Abgrundes stand. Fräulein Schildheim hatte ein Stubenmädchen, eines der gutmüthigsten Geschöpfe, doch sehr tirannisch von ihr behandelt. Gustchen hatte einmal, während ihres kurzen Aufenthaltes, das arme Kind von ein Dutzend Ohrseigen errettet, indem sie die Schuld einer zerbrochenen Tasse auf sich nahm, und dadurch Gretchens Liebe so sehr gewonnen, daß diese auch jetzt noch oft zu ihr kam, um ihre Leiden der guten, freundlichen Mamsell zu klagen. »Nun aber,« sagte sie eines Tages, »nun wird es hoffentlich anders werden, denn meine Gebieterin wird sich vermählen. Zwar ist das noch ein großes Geheimniß, die Verbindung wird morgen ganz im Stillen vollzogen, aber ich habe es doch erlauscht, als ich im Nebenzimmer den Staub von den Möbeln fegte. Der junge Herr scheint wohl ein recht guter Herr zu sein — nun wird er seine liebe Noth haben.«

»Wer ist er?« fragte Gustchen mit klopfendem Herzen.

»Der junge Herr Wendling, der Sohn des reichen Arztes.«

»Auf morgen, sagst du, ist die Vermählung festgesetzt?«

»Morgen Abend um acht Uhr, ganz im Stillen. Der Herr Pastor ist schon eingeladen; das hat mir Franz, der alte Bediente, verrathen.«

Auf der Stelle war Gustchens Entschluß gefaßt. Sie entließ das Mädchen, warf eine Kappe über, eilte zum alten Wendling und vertraute ihm Alles, was sie wußte, auch die, durch Gewitterfurcht veranlaßte Entdeckung. »Jetzt,« sagte sie, »hab' ich meine Pflicht gethan. Ich mußte Ihnen Kummer verursachen, doch besser nun, als zu spät. So lange ich vermuthen mußte, daß der Vater meines irrenden Bruders ununterrichtet sei, so lange hat eine schwere Angst mein Herz gepeinigt; nun athme ich freier, denn sein Schicksal liegt in Ihren Händen.« Mit diesen Worten verließ sie den Alten, der in ein schmermüthiges Nachdenken versank. Wie sollte er dem Unglücke vorbeugen? — Durch väterliche Autorität konnte er freilich die Stricke der Buhlerin auf Einmal zerreißen, doch ungern schritt er zu diesem Aeußersten.

Plötzlich fiel ihm ein Mittel ein, den Sohn zu retten, ohne daß es schiene, als ob er die Hand im Spiele habe. Den jungen Offizier, dessen Stimme Gustchen in jener Gewitternacht vernommen, hatte Wendling einst von einer schweren Krankheit geheilt, nachdem zwei andere

Aerzte ihn bereits aufgegeben, und, weil er wußte, der junge Mann lebe blos von seinem kurzen Solde, hatte er nicht einmal Bezahlung von ihm gefordert noch angenommen. Gerührt hatte der Offizier ihm seine ewige Dankbarkeit versichert; darum suchte jetzt der bekümmerte Vater ihn auf, um einen Beweis derselben zu erbitten.

Anfangs stutzte der Lieutenant, und wollte mit dem Bekenntniß nicht heraus, daß er mit Fräulein Schildheim in so genauer Bekanntschaft stehe; als er aber hörte, wovon die Rede sei, erklärte er sich augenblicklich zu Allem. »Auch wenn ich Ihnen nicht so hoch verbunden wäre,« sagte er, »würde ich es für Pflicht halten, einen ehrlichen Mann zu warnen, der in sein Verderben rennt. Gehen Sie ruhig heim und verlassen Sie sich auf mich!«

Der Doktor ging heim, ruhig wurde er aber doch nicht eher, als bis am andern Abend Oswald wie ein Gespenst in seine Arme stürzte, und ihm reuig alles erzählte.

Der Offizier, der zwar schon seit mehreren Monaten mit der Buhlerin gebrochen hatte, aber noch einen Schlüssel besaß, der durch einen hintern Gang zu ihrem Zimmer führte, lauerte im nächsten Kaffeehause, bis er den Prediger nebst einem erbetenen Zeugen vorbeigehen sah; nun schlich er auch in's Haus durch den wohlbekannten Gang, bediente sich des Schlüssels, und gelangte unbemerkt in des Fräuleins Schlafzimmer, welches an den Saal stieß, in

dem die Ceremonie vor sich gehen sollte. Hier wartete er so lange, bis der verblendete Bräutigam mit seiner unwürdigen Braut sich wirklich vor den Priester stellte, und dieser seinen Spruch bereits anhub. Plötzlich trat der Herr Lieutenant heraus, und sein gespenstisches Erscheinen bewirkte eine Gruppe für Hogarth's Pinsel.

Oswald stutzte, sah ihn mit funkelnden Augen an, und dann wieder auf seine schöne Braut, die, erblassend und wankend, zum nächsten Stuhle taumelte. Der Prediger und der Zeuge standen mit offenen Mäulern.

»Herr Wendling,« sagte der Lieutenant mit kaltem Ernst, »ich erscheine als Ihr Schutzgeist. Oder wollen Sie diesen Schlüssel zu dem Schlafzimmer Ihrer Braut aus meinen Händen empfangen?«

Oswald konnte nicht sprechen, seine Lippen zitterten, er heftete sein brennendes Auge auf das Fräulein, ihre Rechtfertigung erwartend. Auch rief sie wirklich den ganzen Muth der Unverschämtheit zu Hilfe, versuchte den Ankläger Lügen zu strafen, und wollte ihn als einen abgewiesenen Liebhaber darstellen, der sich an ihr zu rächen suche. Mit einem Blick der tiefsten Verachtung antwortete der Offizier: »Lieschen, ich kenne dich. Du bist verrathen worden. Schweig und begrabe deine Schande in irgend einen fernen Winkel der Erde.« — »Herr Wendling,« fuhr er fort, »sie ist eine Bäckerstochter aus Frankfurt; dort

hat sie durch ihre Schönheit manchen reichen Gimpel bethört, bis endlich die Polizei ihr auf die Spur kam. Da flüchtete sie mit dem Rest ihres verschwendeten Raubes, und trat nun hier in einer neuen Rolle auf. Alles das erfuhr ich schon vor einigen Wochen durch einen Kameraden, der in Frankfurt in Garnison gestanden. Ich machte keinen andern Gebrauch davon, als den, daß ich den Umgang mit der Dirne sogleich aufhob. Willst du Beweise, Lieschen? Soll ich meinen Kameraden holen? er hat die Ehre gehabt, dich zu kennen. — Gehen Sie, Herr Wendling, und danken Sie es Ihrem braven Vater, daß ich Sie, wohl ein wenig unsanft, vom Rande des Verderbens zurückgeschleudert habe.»

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Der erkaufte Priester schlich mit seinem Zeugen beschämt davon. Oswald blieb mit dem Mädchen allein. Sprechen konnte er nicht, aber mit verschränkten Armen stand er vor ihr, und sah starr auf sie nieder, noch immer erwartend, daß sie die Anklage durch Beweise vernichten werde. Doch wie groß war sein Erstaunen, als sie plötzlich in ein unmäßiges Gelächter ausbrach, in ihr Schlafzimmer rannte, und sich einschloß. Wüthend schlug er mit geballter Faust gegen die Thüre, hörte sie noch einmal lachen, zertrümmerte einen Spiegel, und stürzte aus dem Hause.

Mit einem von Scham und Reue zerknirschten Herzen kam er zu seinem Vater, dessen Mitwirkung bei dieser Sache ihm ein Räthsel war. »Gustchen ist dein rettender

Engel geweſen," ſagte der Alte. Eine freudige Rührung ergriff den Jüngling. Er ſchwur bei dem Grabe ſeiner Mutter, das ſei die letzte Verheimlichung, die er ſich zu Schulden kommen laſſe; nie wolle er künftig einen Gedanken vor ſeinem guten Vater verbergen. Wie gern verzieh ihm dieſer allen Kummer! denn hundertmal wird ein Vater betrogen, und bleibt doch immer leichtgläubig, wenn ein reuiges Kind zu ihm ſpricht. Diesmal ſchien es dem Sohne voller Ernſt mit ſeiner Beſſerung, und zum Beweiſe bat er den Alten, ihm ſelbſt eine verſtändige Gattin zu wählen: die ſein Vertrauen durch Liebe gewinnen, und ſanft von jedem Irrweg ihn ableiten könne. »Wie?" ſagte Wendling, »ich ſoll für dich wählen! Spricht dein Herz für keine? muß ich dir noch die Einzige nennen, die deine ganze Liebe verdient? auf deine Dankbarkeit ſo gerechten Anſpruch hat?" Guſtchen, rief Oswald. »Willſt du mir meine gute Pflegetochter wieder ſchenken?" »Ob ich will? ja, mein Vater! Morgen will ich auf irgend eine Weiſe in das Haus der Gräfin ſchleichen und eine Verbindung anzuknüpfen ſuchen."

»Schleichen? ſuchen? da erkenn' ich dich ſchon wieder. Was iſt hier zu ſchleichen? Morgen geh' ich ſelbſt zu Guſtchen, und wenn ſie, wie ich hoffe, dir nicht abgeneigt iſt, ſo ſpreche ich mit der Gräfin, und die Sache iſt in wenigen Stunden abgethan." Oswald liebte Guſtchen wirklich, aber die Art, wie ſie ſeine Frau werden ſollte, gefiel ihm

nicht. Es ging gar zu offen und ordentlich dabei zu. Am liebsten hätte er, wie die Spartaner, selbst noch in der Ehe seine Frau nur verstohlen besucht. Indessen gab er nach, und in wenigen Wochen war er ein glücklicher Gatte, der Gustchens Zärtlichkeit so innig erwiederte, daß sie sogar sich einbildete, seine verderbliche Neigung zum Verheimlichen besiegt zu haben. Er lebte jetzt sehr häuslich; es ergab sich also keine Gelegenheit, etwas Wichtiges zu verhehlen, und das bestärkte sie in ihrer glücklichen Einbildung, die sogar der Vater theilte, überzeugt, — daß — wenn es noch ein Mittel gibt, selbst in spätern Jahren diesen unseligen Hang zu vertilgen, nur die Liebe einer klugen Gattin dessen fähig ist.

Mit dieser frohen Ueberzeugung starb der Alte und hinterließ dem Sohne ein ansehnliches Vermögen, leider zum Verderben; denn in den mancherlei Geschäften, welche die Verwaltung eben dieses Vermögens herbei führte, fand er neue Nahrung für seine Schooßsünde. Ihn genügte nicht, gleich andern Kapitalisten, sein Geld auf Zinsen zu leihen, auf Obligationen, die man in jedem Hypothekenbuche angezeigt finden konnte; Niemand sollte seine Umstände kennen, doch nahm er seine Frau davon aus. Aber bald verwickelte er sich in einen Handel, den er fürwahr nicht aus Gewinnsucht trieb, sondern blos, weil es ein heimlicher Handel war, nämlich der mit Kontrebande-Waren. Nichts auf der Welt konnte seiner Neigung angemessener

ſein, als die Spekulation, zu der er ſich mit einem Kaufmanne vereinigt hatte. Davon erfuhr auch Guſtchen nichts; doch blieb es kaum ein Jahr verborgen. Grenzenwächter entdeckten das Geheimniß, welches ihm nicht blos ſein Vermögen, ſondern auch einige Zeit lang ſeine Freiheit koſtete. Guſtchen machte ihm keine Vorwürfe; ſie wich auch im Kerker nicht von ihm, und ernährte ohne Murren durch ihrer Hände Arbeit ihn und ihre beiden Kinder.

Doch dieſen traurigen Schickſalswechſel ertrug er nicht lange. Das Bewußtſein, ihn ſelbſt verſchuldet zu haben, war ein nagender Wurm an ſeinem Herzen. Er fiel in eine tiefe Schwermuth, und eines Abends ſtürzte er ſich in's Waſſer, an derſelben Stelle, wo ſein Guſtchen, von weit edlern Gefühlen irre geleitet, ihr Leben hatte endigen wollen. Die troſtloſe Witwe fand Freunde, die ſie unterſtützten, und — nachdem die Zeit ihren Schmerz gelindert — auch Kraft in ihrer ſchönen Seele, das Leben, um ihrer Kinder willen, muthig zu tragen. Es waren ein paar wackere Buben, für welche ſie den Biſſen vom Munde ſich abdarbte und jeden ſauer verdienten Groſchen auf ihre Erziehung verwandte. Vor allen Dingen hörte ſie nicht auf, mit Thränen und Bitten ihnen zu wiederholen: »Vertrauet denen, die durch Blut und Liebe euch am nächſten ſtehen! — Oft wird der Keim des Unglücks leicht zertreten, ehe er zum Dornenſtrauche heranwächſt, der das Herz tödlich verwun-

det. Ihr habt keinen Vater mehr, darum vertrauet eurer Mutter ohne allen Rückhalt! Denn wer auf Gottes weiter Erde kann es redlicher mit euch meinen? — und habt ihr mich nicht mehr, so vertrauet verständigen Freunden, denn sie sehen kalt und klar, wo ihr im heißen Dunste der Leidenschaften tappt. Vertrauet einst euren Gattinnen! Verhehlt ihnen nichts, weder aus falscher Scham noch aus blinder Liebe, am wenigsten aus Geringschätzung. Das festeste Band der ehelichen Liebe ist Vertrauen, so wie Verheimlichung am sichersten jedes zärtliche Verhältniß stört."

Die guten Knaben prägten sich die mütterliche Lehre tief in die Herzen, und Gustchen genoß im hohen Alter das Glück, Ahnfrau einer zahlreichen Familie zu sein, die, groß und klein, alle ihre Wünsche und Gedanken mit ihr theilte, und bei ihren Rathschlägen, ihren Warnungen, sich immer wohl befand.

Inhalt.

	Seite
Was geht es mich an	7
Der Großsprecher	28
Der Lügner	49
Die Reise nach Köln	77
Die wüste Insel	109
Die Gefahren der Einbildungskraft	147
Oswald und Gustchen	183

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.